L. O. Germ.
1421 m (1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36634808700011

<36634808700011

Bayer. Staatsbibliothek

Stoerchel

Bibliothek

für

Freunde des feinen Geschmacks,

zur

angenehmen Unterhaltung.

Herausgegeben

von

Störchel,

Verfasser Karl des Zwölften, u. s. w.

Leipzig, 1802.

In der Daisenberger'schen Buchhandlung.

89. D

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

unberuffenen Kritiker.

An Cz—k.

In süssen Träumereyn verlohren
Besah ich jüngst in einer Bildergalerie,
Den Zephirleichten Zirkeltanz der Horen. —
In schwesterlicher Harmonie
Umkreisten sie den Wiesenplan,
Und knüpften lächelnd Hand in Hand;
Des Lebens frohes Zauberband;
„Ha! seht mir doch den frechen Pinsel an,
Schallt eine Stimme hinter mir:
„Welch wilder Tanz! Welch zügelloses Lachen, und hier
„Der Sprung, wie ungezogen! Bei Gott, die Sittenlosigkeit
„Des Mahlers geht zu weit!‘

Mein Herr, rief ich, gewiß, sie sind ein Melancholikus,
Und maß im Wenden meinen Mann vom Kopf zum Fuß,
Und sieh da! — der Mann war krumm!

* * *

O Freund! wenn unsre Kritikaster
Den Genius der Zeit verschrei'n,
Und ihre Sinnlichkeit und Laster
Aus dem Roman des Tages prophezei'n;
Dann schütze mir nicht den Roman,
Und sieh den Kritikaster an.

1801. J*** K***

An Laiska.

Liebe, sie nennt die Kunst ein süsses Verirren des Herzens,
Und der Sinne Rausch, Schlummer der geistigen Kraft.
Ist's so? nun dann, Laiska, ruffe mir tausendmal zärtlich
Dein: ich liebe dich, zu! glaub ich doch wahrlich dir nicht;

Denn sieh! in der Glut der heißen umschlingenden Arme,
In dem Drang des Gefühls waltet dein geistiges Ich
Uiber die Klagen der Brust. Gleich Armiden schlau und gewandt
Lenkst du der Leidenschaft Spiel, nährst und ziehest dich zurück,
Wie dir die Klugheit gebeut. Weiß Amor Empfindung zu wägen,
Löschet er selber den Brand, den er im Busen entglüht.

1799. J*** K***

Trinklied.

Singt, singt!
Fröhlich ertöne des Rundgesangs Melodie,
Weg mit den Grillen pedantischer Fantasie.
Lustig ihr Brüder!
Singet sie nieder!
Trinket und singt!

* * *

Trinkt, trinkt!
Füllet den Becher mit köstlichem Purpursaft,
Seht nur, er glühet vor Freude und Lebenskraft,
Fröhliche Zecher,
Leeret die Becher,
Jubelt und trinkt!

* * *

Küßt, küßt!
Schuf euch die Gottheit nicht Mädchen und süssen Wein,
Laßt uns dann lieben, und trinken und fröhlich seyn.
Küsset die Mädchen,
Blonde, Brünetchen,
Trinket und küßt!

* * *

Auf, auf!
Hebt euch vom Sitze, ergreifet den Weinpokal,
Ruffet im Jubelton, ruffet beim Gläserschall!
Freude Bachanten!
Mißmuth Pedanten!
Trinket eins drauf!

* * *

So, So!
Schwinden die zirkelnden Stunden im Hochgenuß,
Fröhlich beim Rundgesang, Becher und Bruderkuß,

Tödet die Sorgen,
Denkt nicht an Morgen,
Trinkt, und seyd froh!

* * *

Du, du!
Traulicher Bruder, wir wünschen dir wohl zu ruhn,
Mögst du im lieblichen Schlummer dir gütlich thun.

Küsse in Träumen,
Scherze in Reimen,
Trinke uns zu!

1796. J*** K***

An Doris.

Ein Küßchen liebe Doris gieb
Ein Küßchen gieb mir doch,
Ich habe Kleine dich so lieb,
So lieb als keine noch.

* * *

Ein Küßchen auf den Rosenmund
So heimlich und vertraut,
So niedlich lächelnd und so rund,
Zum Kuße ganz gebaut.

* * *

Du fiengst ja kleines, loses Ding,
Schon viele Männer dir
Und ach, viel besser nicht ergieng
Es armen Schlucker mir.

* * *

Das kleine Turteltäubchenpaar,
Das ich von dir erhielt,
Das küßt sich ganze Tage gar
Und schnäbelt girrt und spielt.

* * *

Verküssen sie denn so die Zeit
Nach Turteltaubenbrauch;
So wünsch' ich mir mit Zärtlichkeit
Ein solches Küßchen auch.

* * *

D'rum nur das Küßchen, nur geschwind!
Bist du mein Weibchen — wie? —
Dann schnäbeln wir, mein liebes Kind
Den ganzen Tag wie sie.

Liebisch.

Die Liebe in Neu-Holland.

Madera den 17. August 1800.

Lieber Störchel, ich habe versprochen, dir den Erfolg meiner Reise zu berichten, und ich halte Wort. Seltsam hast du meine freiwillige Wanderung genannt, ja, da hast du recht. Aber unnütz, das ist sie nicht. Das Ziel meiner Reise ist ein neues Land, wohin die englische Regierung ihre Verbrecher verweist, es ist der Aufenthalt von Sündern politischer und physischer Vergehungen, das Exil schamloser Phrynen — Und wie! kann dies Land den Menschen uninteressant seyn? — In einer wunderbaren Verkettung von Tugenden und Lastern schwebt das menschliche Herz an einem zarten Faden; auf welche Seite fällt es, wenn er reist? — Du hast recht, die Mischung vom Guten und Bösen findet in dem kultivirtesten Staate Platz, aber ein Land, dessen Bewohner blos aus Ver-

brechern bestehen, (denn nicht alle waren Bösewichter) welche durch die Zuchtruthe der Abgeschiedenheit, des Alleinseyns, unter ihres Gleichen moralischer werden sollen, bietet ein frapantes Gemälde dar, und heischt ein eigenes Gefühl der Beobachtung. Ich will nicht richten, das wäre lieblos, und wer hat mich auch zum Richter bestellt? Aber urtheilen, vergleichen, berichtigen, das darf ich doch: Du kennst mein Herz, und das warme, lebendige Streben nach Glückseligkeit, sowohl für eigene als fremde, und kannst die schonendesten Schilderungen erwarten. Die Brille des Vorurtheils hab ich schon längst abgelegt, ich ehre den Menschen nur im Menschen.

Morgen segeln wir nach den canarischen Inseln, und gelegenheitlich will ich dir wieder schreiben. Das Wetter war uns bis jetzt günstig gewesen, man hofft, daß es so verbleiben wird, wenigstens bis nach den Cap der guten Hoffnung. Lebe wohl indeß, und erinnere dich recht oft meiner.

Teneriffa den 28. August.

Wenn ich auf dem Verdeck des Schiffs stehe, und bald in den gestirnten Himmel, bald in

die blauen Fluthen sehe, mich so abgesondert von allen Lieben finde, hinausgeworfen in die treulosen Fluthen des Oceans, umgeben von Menschen, welche ihr Vaterland ausspie, um sie in einem moralischen Fegfeuer, unter einem fremden Himmelstriche zu reinigen, da ergreift mich ein Gefühl der Sehnsucht nach dem heimischen Mutterschoß meiner Geburtszone, und meine Gedanken fliegen durch die Weite in den Kreis meiner Verwandten und Freunde.

„Was machen sie wohl in diesem Augenblick, denken sie an mich," und dergleichen meditire ich sinnend, indem ich auf und ab gehe. Jetzt belustigt mich ein Zug Thunfische, die um das Schiff auf leichten Wellen schwimmen, oder es zieht ein Haufe von Albatrossen, Pintaden, und blauen Fischadlern, die um unsere Masten schwärmen, oder ich bewundere die fliegende Fische, deren kurzer Flug sie einem Feinde entzieht, um sie einem andern in den Rachen zu jagen, und im Spiele meiner Fantasie trag ich ihnen tausend Grüsse an meine Lieben auf, als wären sie willige Bothen meiner Wünsche.

Vor allem aber interessirt mich ein junger Verbrecher von etwa sechs und zwanzig Jahren. Der Mensch hat eine edle Gestalt, und sein Benehmen verräth viel Bildung. Er

ist sanft und still, spricht äußerst wenig, und oftmal treten Thränen in seine Augen. Er murret nicht wie die andern, und leidet in stiller Ergebung.

Der Kapitain und selbst die Matrosen lieben ihn, denn sein schweigender Schmerz erregt allgemeine Hochachtung, und man gönnt ihm mehr Freiheit als den andern Verwiesenen. Er nennt sich Johnson, war sonst ein wohlhabender Kaufmann, und ist politischer Verbrechen halber nach Botany-Bey verbannt. — Ich werde mir Mühe geben sein Vertrauen zu gewinnen. Nächstens mehr.

Vorgebirg der guten Hoffnung.
Den 6. Oktober 1800.

Endlich sind wir nach manchen beschwerlichen Stürmen am Cap angekommen. Der Anblick des Tafelbergs erfreute uns ungemein, wie den Wanderer die Fleischtöpfe Egyptens. Der frische Mundvorrath war uns ziemlich ausgegangen, auch hatten wir mehrere Kranke am Bord, und man kann sich vorstellen, wie sehr wir nach einem Orte verlangten, der im Stan-

de war, unsere geistigen und körperlichen Kräfte wieder herzustellen.

Wie muß es Vasco di Gamma den ersten Umsegler der südlichen Spitze von Afrika zu Muthe gewesen seyn, als er die geographischen Vermuthungen bei demselben bekräftigt sah?, Als er seiner Nation einen Weg erfand, die Schätze Indostans den Venetianern zu entreissen? Wie kühn, wie erhaben zeigt sich der Mensch bei vielen Gelegenheiten, und wie niedrig und klein bei andern. Sollte man vermuthen, daß es dasselbe Wesen sey, das heute Sterne mißt, und morgen sich wieder in den verworfenesten Lastern wälzt! —

Das Vorgebirg der guten Hoffnung ist jezt in den Händen der Engelländer, einer Nation, die betriebsam mit ihrem Nutzen das Wohl der Menschheit vereint. Den Holländern lag die Kultur ihrer Kolonien nie am Herzen, nur Geld und immer Geld schrien die batavischen Krämer.

Wie ganz anders verfahren die Engelländer. Sie leisten ihrer Habsucht Genüge, ohne die Menschheit darüber zu vergessen. Der Kolonist um den Kap war sonst wie das liebe Vieh. Ein Dürftiger im Uiberfluß, ein Sklave seiner Trägheit, weil die Regierung nie Sorge trug,

den Menschen zu veredeln, und nur nach Prozenten rechnete.

Die armen Hottentoten! bald wäre ihre ganze Nation ausgerottet geworden, und selbst den friedlichen, schönen Kaffern drohte der Uibermuth der Kolonisten Tod und Verderben, oder eine Verjagung in die trockenen Karo-Wüsten des Innern Afrikas. Engellands Genius nahm die Unglücklichen in Schutz, o! möchte er sie vor der Uibermacht europäischer Tiger bewahren! —

Unterwegs hieher machte uns ein Sturm besonders viel zu schaffen, und wir können vom Glück sprechen, daß wir ihm entkommen sind. Johnson hat sich besonders thätig bewiesen, und den Schiffslieutenant, der unvorsichtigerweise über Bord ins Meer glitt, gerettet. Wie der Blitz warf er sich ihm nach in die See, und fieng den Unglücklichen auf, welcher eben im Begriff war, zu sinken. Er kämpfte mit seiner Last gegen die Wellen, bis man ihm ein Tau zuwarf, und mittelst diesen am Bord zog. Die ganze Schiffsmannschaft dankte ihm für seine edle That. Er war sehr gerührt, und sagte leise zu mir. „O! wüßten sie, wie lieb mir das Leben ist, dessen Erhaltung ich aufs Spiel setzte.“ Gewiß, Johnson ist kein Verbrecher.

Ich hoffe im nächsten Brief seine Schicksale dir mittheilen zu können.

Morgen segeln wir nach Neu-Holland. Gedenke mein du Lieber, und lebe wohl.

Sydney Cove in Neu Süd Wallis auf Neu-Holland den 20ten Dez. 1800.

Ununterbrochen setzten wir die Reise vom Cap bis hieher fort. Es ist eine traurige Strecke Wegs. Uiberall Himmel und Wasser, nirgends eine Insel auf dem Wege, wo das Auge an den frischen Grün sich laben könnte. Wir waren herzlich froh, als wir auf Botany-Bay im Port Jakson, einem der geräumigsten Hafen auf der Welt, landeten, und uns nach der neuen Stadt Sydney Cove begeben konnten.

Als die Engelländer ihren Tochter Staat in Nord Amerika verlohren, wohin sie sonst ihre Verbrecher verwiesen, beschlossen sie auf eine reitzende Schilderung des Capitain Cook Botany-Bay auf Neu-Holland in Besitz zu nehmen, und diese mit Verbrechern zu bevölkern. Im Jahre 1787 sandten sie unter den Befehlen des Comodore Philipp, welcher als Gouverneur der neuen Colonie vorstehen sollte, die erste Flotille

mit eilf Segeln dahin. Es wurden nun alle Anstalten zur Bebauung des Landes, und zur Gründung der neuen Kolonie getroffen, und diese Jahre her hat sie mit Schnelligkeit sich empor gehoben. Die neue Stadt Sydney Cove blüht ihrer Größe zu, und das Mutterland erhält schon manche Handlungsartikeln aus der neuen Kolonie, den alle indischen und europeische Produkte kommen daselbst recht gut fort. Die Verbrecher besitzen ein elegantes Coffeehaus und eine niedliches Theater, wo sie ihr Vaterland zu vergessen scheinen. — So wandelbar ist das Geschöpf, das sich Mensch nennt, in seinen Hoffnungen und Wünschen, es spielt mit seinem Leben wie ein Kind mit der Spitze eines Messers, sieht den Abgrund der ihn zu verschlingen droht, und springt hinein, weil ihm am Boden eine Rose winkt, deren Besitz ihm unschätzbar scheint! — Ubi bene, ibi patria singt der Thor in Neu-Holland, nur hie und da schleicht einer umher, und seufst nach den heimischen Fluren Europas.

Da hast du ein kurzes Gemälde von der Kolonie im fünften Welttheile, jetzt von etwas andern.

Johnson hat mir unterwegs hieher, seine Geschichte entdeckt. Er war in Handlungsge=

schäften in Leipzig gewesen, wo er das Unglück erlitt durch einige Bankerote sein Vermögen zu verlieren. — Trostlos eilt er nach Engelland zurück, und hört die für ihn entsetzliche Nachricht, seine Gattin sey des Diebstals angeklagt, überwiesen, und nach Botany = Bay verbannt worden. Von der Moralität seiner Lydy überzeugt, hält er sie für unfähig einer so entehrenden That, und hält dafür, daß sie unschuldig das Opfer irgend eines Bösewichts geworden sey. Er rast, er wüthet im ersten Augenblicke, aber was hilft es. Seine Gattin bleibt für ihn verlohren. — So wie er die Sache vernimmt, soll seine Lydy den Sekretair des Ministers eine Uhr vom großen Werthe gestohlen haben. Er sey bei ihr zu Besuche gewesen, sie habe ihn berauscht, die Uhr abgenommen, und berauschter nach Hause fahren lassen.

Johnson kennt den Sekretaire als den berichtigsten Wollüstling, er weiß daß dieser auf seine Lydy Absichten hatte, und sieht den ganzen schändlichen Plan ein.

Seines Vermögens, seiner Gattin beraubt, steht er mitten in der großen Stadt London wie in einer Einöde. Er weiß seine Gattin unschuldig, und beschlüßt zu ihr zu

reisen. Aber wie! ohne Geld, ohne Hoffnung eine Unterstützung zu erhalten! Es ist nicht möglich. Die getrennten Herzen sollen geschieden bleiben. Welttheile liegen zwischen ihnen.

Was thut nun Johnson? — Die politischen Verhältnisse Engellands sind gespannt, jeder Blick, jedes Wort, werden bewacht, und die Meuterer wandern zu Hunderten nach Botany = Bay. Johnsons Plan greift in dieß große Räderwerk, er hängt das Schild der Gleichheit aus, und spricht von Direktoren, die Frankreich auf Albions Boden gründen muß. Er predigt Freiheit, und schimpft Pitt und das ganze Ministerium.

Nicht lange, so wird er vor die Jury gebracht, nnd o seliges Entzücken! nach Botany = Bay verbannt. Die Regirung übernimmt nun die Kosten seiner Reise, und er sehnt sich nach dem Tage, wo das Schiff Engellands Küsten verläßt, wie der Bräutigam nach seiner Braut.

Seine Gedanken fliegen nach der ferneren Zone, sein Geist umschwebt bereits die süsse Hälfte seines Lebens. Er jubelt und ist vergnügt, doch nicht lange dauert diese Frenesie, und bange Zweifel steigen in seiner Brust auf. Wie! denkt er, wenn der Tod dir das Ziel deiner

Reise verrückt, wenn die holde Auserkohrene deines Herzens den irdischen Pfad der Leiden geendigt, — und seine Freude erstirbt in den Wallungen der Angst. Der Gegenwart liebliche Täuschung birgt der Zukunft düstere Nacht; und die Räthsel seiner Wünsche schweifen in einem Labyrinthe. Er wird ruhiger, bedachtsamer, und gewinnt durch seine stille Schwermuth die Herzen seiner Gefährten und Vorgesetzten. Der Beweiß seines Muthes als er den Schiffslieutenant rettete, die hohe Aufopferung seines eigenen Glücks dabei, alles erwirbt ihm Hochachtung und Liebe. Man erfährt seine Geschichte und Jedermann interessirt sich für ihn. —

Dießmal hab ich lieber Störchel dir einen langen Brief geschrieben, und muß eben endigen, da ein Schiff, welches nach Europa zurücksegelt, im Begriffe ist die Anker zu lichten. Grüsse meine Freunde, und gedenke mein.

Sydney Cove den 30ten Dez. 1800.

In meinem letzten Briefe bin ich dir die Fortsetzung von Johnsons Geschichte schuldig geblieben, und ich eile sie zu endigen. —

Kaum hatten wir in der neuen Kolonie gelandet, als sämmtliche Verbrecher, nach

Sydney Cove in ein dazu bestimmtes Haus geführt wurden, um dort ihre Vertheilung auf die Grundstücke der Regirung zu erwarten. Johnson ungeduldig seine Gattin zu umarmen, bittet mich nach dieser zu forschen, und sie zu ihm zu bringen. Ich verspreche es ihm, und gehe deßhalb zu den edlen Gouverneuer Sir Philipp.

Man empfängt mich, als einen neugirigen Reisenden mit vieler Güte und Auszeichnung, und der brave Gouverneur bietet mir in seinem eigenen Hause ein niedliches Kloset an. Ich nehme dieß Anerbitten mit Freuden an, und bei der ersten Gelegenheit frag ich nach Lydy Johnson.

Der Gouverneur lächelt bei meiner Frage, und frägt, welches Interesse, welchen Antheil ich an dieser vortreflichen Frau nehme. — Ich erzähle daß ihr Gatte angekommen sey, und setze seine ganze Geschichte auseinander.

Sir Philipp hört mich theilnehmend an. „Das edle Paar ruft er aus!" und seine Stimme stockt voll inniger Rührung. — Ein schönes Frauenzimmer tritt eben in das Gemach. Sir Philipp geht auf sie zu, umarmt sie, und zeigt mit den Worten: „ein Freund ihres Gatten," auf mich.

Die Fremde wirft einen schmerzhaften Blick auf mich, und frägt mit stiller Sanftmuth: „Bringen sie Nachrichten von ihm?“

Die besten.

„Lebt er im Angedenken meiner?“

Unaufhörlich. Er sehnt sich zu ihnen. Er wird kommen.

„Kommen?“ schreiet Lydy auf, und ihre Arme breiten sich nach Britanniens Zone.

Oeffnen sie ihr Herz der Freude. Sie werden ihren Gatten bald umarmen. Er ist —

„Wo, wo!“

Fassen sie sich. Johnson ist — hier.

Laut schreit Lydy auf, und sinkt ohnmächtig in die Arme Sir Philipps. In diesem Augenblick tritt Johnson, den der Gouverneur hohlen ließ, in das Gemach. Er sieht seine Gattin, fliegt auf sie zu, preßt sie in seine Arme, bedeckt sie mit tausend Küssen, und Freudenthränen rollen über seine Wangen.

Lydy erhohlt sich in den Armen ihres zärtlichen Gatten, sie schlägt die Augen auf, um an das treue, liebende Herz ihres Johnson zu sinken. — Endlich faßt sie ihr Glück, und es überströmt in den süssesten Worten.

Sir Philipp und ich können unsere Rührung nicht verbergen, und nehmen den wärmsten Antheil an dieser Szene.

Es kömmt zu Erklärungen, und Lydy erzählt, wie der Sekretaire des Ministers ihr schamlose Anträge gethan, und aus Rache der Nichterhörung sie des Diebstahls beschuldigt habe, nachdem er eine goldene Uhr ohnbemerkt in einen von ihren Kasten gelegt, und so, mit diesen Beweis die Richter getäuscht habe. Sie erzählt es mit hohem Erröthen der Unschuld, und schildert dann unter Schluchzen und Thränen, den Kampf ihres Herzens, das marternde Gefühle einer ewigen Trennung von ihrem geliebten Gatten. — Der Gedanke, in den Augen ihres Mannes schuldig zu scheinen, sagt sie, habe sie am stärksten geschmerzt, und sey ihr unerträglicher als ihre bevorstehende Leiden gewesen.

Johnson erzählt nun seinerseits, seine Geschichte, und die treuen Liebenden, die unschuldigen Verbrecher wetteifern mit einander, den Werth ihrer edlen Handlungen in das Gewand der erfüllten Pflichten zu kleiden.

Sir Philipp nimmt dann das Wort, und ich und Johnson erfahren, daß bei Lydys Ankunft dieser eben eine Wirthschafterin gebraucht,

und da Lydys edle hohe Gestalt ihm gefallen, habe er sie angenommen, und von ihren Tugenden und Liebenswürdigkeiten hingerissen, sey er im kurzen ihr Vater, und innigster Freund geworden. — Am Schlusse der Erzählung ernennt der Gouverneur, Johnson zu seinem Sekretair, und zu den Füssen des edlen Mannes stürzen im stummen Danke Johnson und Lydy nieder. —

In einigen Tagen geht ein Schiff nach China. Ich verlasse mit diesen Botany-Bay, und hoffe von Canton aus, bald eine Gelegenheit nach Europa zu erhalten. Bis dahin behalte mich, das edle Paar Lydy und Johnson, in warmen Angedenken. Baue ihnen in deinem Herzen ein Monument, köstlicher als in Marmor, und wenn ich in deine freundschaftliche Arme zurückgekehrt sein werde, so wollen wir jedem fühlenden Herzen die Geschichte eines treuen, liebenden Paares erzählen.

Wenn mir etwas interessantes unterwegs aufstoßt, so werde ich nicht ermangeln dir zu schreiben. Lebe wohl.

Polt.

Die Wege der Vorsehung.

N— der jüngere Sohn eines mittelmäßig begüterten Landmanns, floh — verfolgt von den Verläumdungen seines ältern Bruders — das väterliche Haus, und ward Soldat. Gute Aufführung und gesammelte Verdienste erwarben ihm die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Er ward in einigen Jahren Wachtmeister, und hatte starke Hoffnung, einst zu höhern Offiziers-chargen zu gelangen.

Die Nachricht von dem Tode seiner Mutter berechtigte ihn zu der Foderung des gebührenden Erbtheils von jenem Vermögen, welches dieselbe seinem Vater zugebracht hatte. Da aber die Sache vor Gericht kam, bekräftigten Vater und älterer Sohn, er habe seinen Theil schon erhalten, den ihm der Bruder noch bei Lebzeiten der Mutter mit tausend Thalern bezahlt zu haben vorgab. Die Schändlichen wiesen eine

Schrift vor, die ihr Angeben bekräftigte. N— konnte nicht läugnen, daß diese Urkunde von ihm geschrieben zu seyn scheine, aber er betheuerte zugleich, er habe sie nicht geschrieben.

Mit Abscheu gegen die Schändlichkeit des Kunstgriefes, die Vater und Bruder gegen ihn gebrauchten, trat er vor den letztern. „Kannst du, sagte er, die Aechtheit dieser Schrift beweisen, kannst du darthun, daß ich von dir tausend Thaler für mein mütterliches Erbtheil erhalten habe?"

Mit einem Eide, sagte der habsüchtige Bruder kalt.

„Du wolltest schwören? fragte N— schaudernd; — wirklich — Bruder, um des Himmelswillen, du wolltest schwören?"

Zu jeder Stunde; entgegnete dieser spöttisch. Der Richter nahm sein Anerbieten an, und N—s Bruder schwur den schändlichsten Meineid.

Beschämt, von Entsetzen ergriffen, stand N— da. Er hätte nicht geglaubt, daß sein treuloser Bruder dennoch schwören würde. Wehe, sagte er, als dieser geendet hatte; wehe der meineidigen Hand, die sich zum Himmel erhebt, um densel-

ben zum Zeugen eines lasterhaften Herzens anzuruffen!

Er eilte bestürzt, verrathen von Vater und Bruder zu seinem Regimente zurück, und trug Jahrlang den Wurm des Kummers in seiner Brust herum. Die Güte seines Herzens ließ ihn endlich das angethane Unrecht vergessen, und erfüllte ihn mit der Sehnsucht, sein väterliches Haus wieder einmal besuchen zu können. Um so stärker war diese, als er hörte, sein Vater habe sich neuerdings verheurathet. Gewieß wäre er mit der Eile einer heißen Kindesliebe dahingeritten, hätte ihn nicht der hartnäckige Krieg mit tausend andern seiner Waffenbrüder in das Feld geruffen.

So lange der Kriegszug währte, war auf einen Urlaub keinesfalls zu denken. N — vergaß in dem Getümmel bald wieder seines Vorhabens und seiner Sehnsucht, und strebte mit rastlosem Eifer nach der Erfüllung seines Berufs.

Er führte mehrere Thaten aus, die ihn vor andern auszeichneten. Er erwarb sich Narben, aber auch den Ruhm eines wackern Kriegsmannes. Die gebühreude Beförderung entgieng ihm nicht, und als der Feldzug geendet war,

kehrte N — als erster Rittmeister zu seinem Kanton zurück.

Nun erst erwachte von neuem die heftigste Sehnsucht in ihm, seinen Vater, Bruder, und seine zweite Mutter zu sehen. Er hatte sich im Kriege ein ziemliches Vermögen erworben, dessen Besitz ihn um so eher jene unbillige Bevortheilung vergessen ließ.

Der verlangte Urlaub wurde ihm nicht versagt. Mit frohem Herzen fuhr er der heimathlichen Gegend zu. Je näher er derselben kam, desto freudiger und liebevoller blickte er in die Ferne. Schon hatte er seine Reise bis auf einige Meilen zurückgelegt, als plötzlich ein Rad seines Wagens brach, dessen Verbesserung ihm den größten Theil des noch übrigen Tages raubte. So sehr auch sein Fourierschütz die Pferde anstrengen mußte, so war es doch nicht mehr möglich, noch diesen Tag das väterliche Haus zu erreichen. Die Nacht und ein ungünstiges Gewitter überraschten ihn in einem Walde. Ziemlich durchnäßt langten sie bei einem einsam stehenden Wirthshause an. Der Wirth empfieng ihn mit einer Art von Bestürzung, und brach in einen lauten Seufzer aus, als N — ihn um die Ursache derselben befragte.

„Lieber Herr; sagte er, wenn ich rathen und bitten dürfte, so wäre es dies, daß sie lieber ihren Weg noch weiter fortsetzten, um das nächste Dorf zu erreichen, wo sie sicherer übernachten könnten.“

So — wäre ich denn hier nicht sicher?

„Leider, so wenig als ich selbst. Die Gegend hier herum wird durch eine schleichende Räuberrotte höchst unsicher gemacht, und wenn die bösen Leute es in Erfahrung bringen, daß ein Fremder in meinem Hause übernachte, so werden sie nicht säumen, uns zu überfallen, ihr Hab und Gut zu rauben, und uns vielleicht sogar gewaltthätig zu behandeln.“

Possen; sie werden sich um so weniger in sein Haus wagen, wenn sie wissen, daß ein Soldat in demselben weilet.

„O nein Herr, die kläglichsten Beweise einer täglichen Erfahrung zeugen von ihrer Vermessenheit.“

Wohlan denn, vielleicht hat mich die Vorsehung bestimmt, ihrem schändlichen Leben einen Damm vorzusetzen. Lasse er sie kommen; ein Soldat, der den Tod mehrmal vor Augen sah, ist mit dergleichen Gefahren vertraut, nnd darf sie um so weniger scheuen, als es seinem

Berufe und seiner Ehre höchst nachtheilig wäre, wenn er diese zu vermeiden suchen sollte.

Alle Vorstellungen des Wirthes blieben fruchtlos, N— ordnete sich in der Wirthsstube ein Lager an. Er forderte, der Wirth sollte mit seinem Weibe gleichfalls da bleiben, aber dieser hielt die Stube gerade wegen der Gegenwart seines Gastes für unsicher, und legte sich in einem andern Gemache zur Ruhe.

Dies mußte dem Rittmeister um so mehr auffallen, als es den Anschein hatte, daß des Wirths Furcht uur Verstellung, und er vielleicht ein Mitglied jener Rotte, oder wohl gar der einzige Schurke selbst sey. N— war gewohnt, in jeder gefährlichen Lage der nöthigen Vorsicht nicht zu vergessen. Er gab seinem Fourierschützen zwey geladene Pistolen, und befahl ihm, im Stalle bei den Pferden zu verbleiben. Bei herannahender Gefahr sollte er ihn durch Abfeuerung beider Pistolen zum Beistande ruffen.

Er selbst verbollwerkte innerlich die Thüre der Stube wohl, lud seine Pistolen und eine Karabine, und legte den blanken Säbel auf den Tisch in Bereitschaft.

Um Mitternacht brachen die Räuber ein. Das Gemach, wo der Wirth schlief, war das

erste, in welches sie eindrangen. Es war von jenem des Rittmeisters durch mehrere andere getrennt. N— hörte nichts, was mit den Wirthsleuten vorging. Die Räuber, in der Meinung, sie wären in der Stube des Fremden, schlugen den Wirth, als dieser sich wehren wollte, tod, verstopften seinem Weibe den Mund, und banden sie an Händen und Füssen.

Ihr klägliches Gewimmer rührte nicht die Unbarmherzigen. Raubsichtig drang ein Theil der Rotte in den Hof, um sich der Pferde zu bemächtigen, der andere in das Schlafgemach des Rittmeisters.

N— erwachte durch das heftige Gepolter. Seine rauhe, drohende Stimme schreckte die Räuber ab. Sie verließen die Thüre, um mit leichterer Mühe von außen her durch das Fenster einbrechen zu können. Bald hörte N— die Glasscheiben klirren. Er sprang entschlossen mit dem Muthe eines Kriegsmanns ans Fenster, und feuerte eine Pistole ab. Das heftige Schmerzgeschrey eines der Schurken überzeugte ihn, daß er gut getroffen habe. Ein Schlag stürzte das Fenster ein. „Zurück Buben!" rief N—, und entladete die zweyte Pistole. Die Räuber erhoben ein gräßliches Zettergeschrey, und schwuren ihm in den fürchterlichsten Ausdrücken den

grausamsten Tod. N— brannte seine Karabine los, und als die Schurken nun mit Macht eindringen wollten, ergrief er seinen schweren Säbel, mit dem er grimmvoll dem Fenster zuhieb.

Indessen war sein Fourierschütz, der aus Mangel an Herzhaftigkeit nicht den Stall, sondern den Heuboden zu seiner Schlafstätte gewählt hatte, durch das Schießen und durch das Gepolter der Pferde wach geworden. Die Liebe zu seinem Herrn überwand seinen Kleinmuth. Er sprang mit beiden Pistolen an die Oefnung des Dachgiebels, und hörte den Rittmeister nach Hilfe ruffen. Das Fenster, durch welches die Räuber eindringen wollten, befand sich gerade an der Seite des Dachgiebels. Er feuerte beide Pistolen zugleich unter die Räuber ab, und stürzte nun mit dem Säbel in der Hand hinab in den Hof, wo er den Räubern noch glücklich die Pferde entrieß.

Die böse Rotte wurde durch die Entschlossenheit der beiden Männer abgeschreckt, und zur Flucht bewogen.

Nun öffnete der Rittmeister seinem treuen Kampfgefährten die Thüre. Sie zündeten ein Licht an, um zu sehen, wie es den Wirthsleuten, die N— im starken Verdacht hielt, ergangen sey. Da fanden sie den unglücklichen Haus-

wirth ermordet, und sein Weib gebunden. Sie entledigten die Arme ihren Fesseln, und überhäuften sie, statt des Trostes, im gerechten Unwillen mit Vorwürfen, weil sie dem wohlgemeinten Rathe nicht gefolgt, und nicht in der nemlichen Stube geblieben wären. Die Unglückliche bat den Rittmeister, ihr Haus diese Nacht nicht zu verlassen, um sie bei der möglichen Rückkehr der Räuber zu schützen. N— versprach es. Er ging nun vor das Haus, um die todten Räuber zu besehen. Zu seinem Erstaunen fand er zwar häufig geflossenes Blut, aber keinen Leichnam unter dem Fenster.

Die entflohenen Räuber hatten die Toden zur Vermeidung ihrer Entdeckung eine Strecke mit sich in den Wald fortgeschleppt. Im Zimmer lag jedoch eine Hand, die N— einem der Räuber abgehauen hatte. Er befahl seinem Diener sie wohl zu bewahren.

Als der Morgen dämmerte, fuhr er dem väterlichen Hause zu. Eben stieg die Sonne in glänzender Pracht hinter dem Gebirge hervor, als N— die geliebte Gegend, den Tummelplatz seiner Kinderjahre nach langer Zeit wieder erblickte. Sein Auge flog lüstern von einem Gegenstande zu dem andern, uud fand überall Stoff zur süssen Rückerrinnerung. Arm

und hilflos hatte er das väterliche Haus verlassen, männlich groß, und mit Ehrenzeichen versehen, kehrte er in dasselbe zurück. Er eilte mit liebevoller Sehnsucht dem herzlichen Empfange seines Vaters, seines Bruders entgegen. Der Aermste ahnete nicht, daß er einer schrecklichen Erfahrung entgegenziehe.

Blitzschnell rollte der Wagen in die Hausflur ein. N — sprang heraus, und wurde von einem jungen Weibe empfangen. Er ahnete in ihr seine Mutter. Gewiß, sagte er — ich irre nicht, gewiß meine Mutter?

Und sie?

„Rittmeister N —"

Er grief nach ihrer Hand, um diese zu küssen.

O mein lieber Sohn! seufzte sie — sie kommen zu einer sehr unglücklichen Stunde.

N — hörte sie betroffen an. Sie zog ihn in die Stube. Da sah er seinen Bruder todenblaß im Bette liegen. „Bruder! rief er bestürzt, und nahte sich dem Entkräfteten. Das thut mir sehr leid, dich krank zu finden. Und der Vater?"

Seine Blicke suchten ihn. Die Stiefmutter verbarg schluchzend das Gesicht in ein Tuch.

„Der Vater?“ fragte N— wiederholt und zudringlich.

Ist tod.

„Tod?“

Höre das entsetzliche Unglück. Dein Bruder und dein Vater giengen gestern Abends nach S** um Pferde für die Hauswirthschaft einzukaufen. Unterwegs werden sie von Räubern überfallen. Sie wehren sich, der Vater wird erschlagen, und dein Bruder verliert in dem grausamen Gemetzel die Hand.

N— erschrak, daß er zitterte. Todenblässe überdeckte sein Gesicht. Die schreckliche Entdeckung, daß er selbst der Vatermörder sey, setzte ihn außer aller Fassung. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne, und blieb im sprachlosen Entsetzen stehen.

Um Gotteswillen lieber Sohn, was ist dir? fragte die Mutter sich an ihn anschmiegend.

N— faßte sich. „O rächende Vorsehung, wie unerforschlich sind deine Wege!“ rief er. Er befahl seinem Reitknechte, die abgehauene Hand herzugeben. Mutter und Bruder stießen ein Angstgeschrei aus. N— stürzte mit der Hand vor das Bette seines Bruders. „Sieh! rief er; eben jene Hand, mit der du einst den Meineid geschworen hast. Deinen Bruder hast

du betrogen, durch deinen Bruder solltest du sie verlieren. Euerm schändlichen Lebenswandel bestimmte die Vorsehung eine schreckliche Strafe. Ich war es, den ihr habt berauben, und ermorden wollen. Allein der Himmel erkohr mich zum Rächer. Gewissenspflicht zwingt mich, das Gefühl meines Herzens zu verläugnen."

Er eilte fort, stellte sich vor Gericht, und gab seinen eigenen Bruder als Mörder und Räuber an.

Störchel.

Der blödsichtige Max.

Herr Max verliert nun sein Gesicht,
Und dieses wundert mich auch nicht;
Als er noch jung und Richter war,
Da hatt' er manchmal schon den Staar.

Liebisch.

Das Unglück.

Was hat bei Lang's sich zugetragen,
Man hört nur lärmen, poltern, klagen;
Die Mägde schrei'n, Madamchen weint,
Das alte Großmamachen greint.
Ach, hört das Unglück, das sich hier begab,
Vom Tische fiel — der Mops herab.

Das Glück.

Ein kleiner Lärm entsteht,
Im nächsten Kabinet:
Ach, schreit Madamchen, helfen sie,
Denn sicher hat itzt mein Jolie
Von meiner Ottoman
Den jämmerlichsten Fall gethan:
Sie geht, sie sieht, und tröstet sich geschwind,
Zum Glücke war es nur — ihr Kind.

Liebisch

Die Mördergrube.

Liebe Freundinn!

Als Sie mir so frei gestanden, wie sehr Ihnen jene in Ihrer Kindheit durch Erzählungen Ihrer Amme, und alberner Menschen eingedrungenen Ideen von Furcht und heimlichen Grauen, bei ungewöhnlichen Vorfällen noch anhängig wären, und wie Sie sich oft jener zweifelhaften Deutung derselben, die Ihnen unangenehme Empfindungen der Verlegenheit, der Angst und Fassungslosigkeit, zuziehen muß, nicht erwehren können, da habe ich Ihnen versprochen, Sie durch Mittheilung und Erklärung mehrerer ähnlicher Begebenheiten zu überweisen, daß nur unsere eigene Einbildungskraft hier das wunderbare, auffallende, ungewöhnliche schafft, und daß es uns selten mißlingen dürfte, auf

einen natürlichen, oder doch höchst unbedeutenden Grund zu kommen, wenn es uns nicht am Muthe fehlte, der Ursache mit Uiberlegung und Kaltsinn nachzugehen.

Wie manche Angst, wie manche schauervolle Situazion würden wir uns ersparen, wenn wir immer mit gleicher Fassungskraft uns die Möglichkeit der Selbsttäuschung vorstellten, und wie viel Unglück würden wir in wirklich bedenklichen Lagen durch derselben Beobachtung verhüten!

In unserm Lebenslaufe reihen sich oft bloße Zufälle so täuschend an einander, daß sie uns auf Augenblicke mit dem Scheine des Bedenklichen überraschen, und uns da Gefahren befürchten lassen, wo keine sind. Wie schlimm nun für den Menschen, der von Kindheit auf sich daran gewöhnt hat, alles nach der Vorstellungskraft seiner Sinnlichkeit zu nehmen, und sich von dem äußerlichen Blendwerke hintergehen zu lassen. Er wird überall Geister, überall übernatürliche Vorfälle, böse Menschen, Diebe, Räuber und Mörder sehen, und für einen solchen geht manche thätigere Unternehmung, die sein Glück befördern könnte, aus dieser Ursache verloren, weil ihm der Muth fehlt, den trugvollen und so leicht vertilgbaren Schleier hin-

wegzureißen, und weil er sich in einer fortwährenden Aengstlichkeit von dergleichen Situazionen gern entfernt hält, um sich Schauder und Angstschweiß zu ersparen.

Nachtheil genug, wenn ein solches muthloses Geschöpf von andern vernünftigern hönisch bemitleidet, und bespöttelt wird — um so mehr Nachtheil, wenn dasselbe in Verhältnisse kommt, wo es listigen Menschen leicht wird, auf Kosten seiner albernen Aengstlichkeit ihren Vortheil zu ziehen. Seine Fassungslosigkeit vergrößert dann seine Gefahr.

Kalte Uiberlegung, liebe Freundinn, schützt den Menschen auch in wirklichen Gefahren, und erwirbt oft die erfreuliche Erfahrung, mit welch leichter Mühe man sich ängstlichen Verhältnissen entwinden könne. Davon will Ihnen mehrere Beispiele in dieser Sammlung von Geschichten erzählen.

Dieser Brief, den ich, vor einigen Jahren schon, von einem meiner Freunde erhielt, und den ich, seiner Originalität wegen, wörtlich hier beisetzen will, wird Ihnen einen Beweis geben, wie oft auch ein Mann von festerm Alter einer grundlosen unzeitigen Furcht unterliegen könne, wenn es ihm bei außergewöhnlichen

Vorfällen an der gehörigen Fassungskraft gebricht. Hier lesen Sie:

„Der Mensch ist ein wahres Puppenspiel seiner Launen und Ideen. Diesem Satz, lieber Freund, der mir einst in einer deiner Schriften so sehr auffiel, muß ich nunmehr durch eigene Erfahrung überzeugt, alles Recht zukommen lassen. Wir selbst sind die Schöpfer unserer Angst, unserer Unruhe, so wie unsrer Zufriedenheit. Man darf nur den Wirkungen unsrer Sinnlichkeit nachgehen, um hinlänglichen Stoff zu finden, über uns selbst lächeln zu können.

Hätte ich mir doch nie vorgestellt, daß unbedeutende Umstände mich je so sehr überraschen könnten, um mich sogar ausser Fassung zu bringen, und mich eine ganze Nacht hindurch einem Kinde gleich in läppischer Angst zu erhalten. Höre nur; mir zur Strafe habe ich mir vorgenommen, dir meine Schwachheit mit allen Zügen des lächerlichen treu zu gestehen.

Ich fuhr mit meiner eigenen kleinen Gelegenheit von L — nach P —. Meine Reise war eilig, denn ich war in nothwendigen Geschäften begriffen, und hatte zu diesem Ende eine nicht geringe Baarschaft bei mir. Um mei-

nem Ziele desto geschwinder beizukommen, nahm ich auch einige Stunden der Nacht zu Hilfe.

Am andern Tage geriethen wir mit Einbruch des Abends in einen Wald, der sich in einer fürchterlichen Strecke vor uns ausbreitete. Ein Bauer sagte uns, wir würden in einer Stunde ein bequemes Wirthhaus erreichen. Indessen fuhren wir im Wald irre, und langten erst in später Nacht vor demselben an.

Es stand einsam in einem Felsenthale, durch das ein rauschender Strom sich fortwälzte. Die Gegend sah eben so furchtbar aus, wie das Gebäude. Das Thor war gesperrt. Ich stieg aus dem Wagen, und pochte. Ein entsetzliches Hundegebell erhob sich in dem Thorgange. Ich hielt etwas betroffen mit dem Pochen an. Ein kleines Fenster öfnete sich über mir, aus dem ein krauser, schwarzer Kopf herabblickte.

„Kein Platz mehr hier,“ sagte eine rauhe Stimme, „der Herr muß weiter fahren.“

Ich fragte, wie bald ich ein anderes Wirthhaus erreichen könnte. Es hieß, „binnen drey Stunden;“ Das war freilich etwas bedenklich. Der Himmel war zum Gewitter verzogen. Ich sagte das dem antiken Kopfe, und begehrte gegen gute Bezahlung eingelassen zu werden. Letztere Bedingniß wirkte. Das Fenster schloß

sich, und bald darauf erscholl das Hundegeheul um so fürchterlicher. Mehrere Menschenstimmen ließen sich hören. Ich richtete meinen Hirschfänger zu recht, und winkte dem Kutscher, auf seiner Huth zu seyn. Ein schwerer eiserner Riege- klirrte, das Thor öfnete sich, und mehrere große Hunde bäumten sich uns entgegen. Einige starke Kerls hielten sie bei den Halsringen zurück. Mir gefiel der Anblick in der That nicht. Der Wirth sah eben so finster aus, wie das Inwendige des schwarzen halb verfallenen Hauses. Jedoch war ich gezwungen, meine Besorgniß zu überwinden, und diese Nacht in dem gefährlich scheinenden Aufenthalte zuzubringen.

Ich foderte ein besonderes Zimmer. Der Wirth betheuerte, daß er nur einige bewohnbare in seinem Hause zähle, und daß diese schon von Gästen besetzt wären. Wenn ich aber mit einer unangesehenen Kammer vor lieb nehmen wollte, so stünde diese zu meinen Diensten. Meine Verlegenheit mehrte sich mit jedem Augenblicke. Ich mußte mit dem Antrage des Wirthes zufrieden seyn, empfahl meinem Kutscher heimlich alle mögliche Vorsicht, und ließ mich in die benannte Kammer führen. Sie lag am äußersten Ende des Hauses, und bei-

nahe von dem bewohnbaren Theile desselben gänzlich getrennt. Ein neuer Stoff zur Vergrösserung meiner Unruhe. Es war ein schwarzes Stübchen, mit einem elenden Ruhelager versehen. Das Fenster verwahrte ein starkes eisernes Gitter. Das Schloß war herzlich schlecht, die Thüre zerbrechlich.

Ich bestellte ein Nachtmahl, und wandte mich gedankenvoll zum Fenster. Die Aussicht führte in den schauerlichen Hof. Meine Einbildungskraft durchflogen tausend Ideen von möglichen Gefahren. Das ganze Gebäude sah einem Aufenthalte von Mördern ähnlicher, als einem gastfreien Wirthshause. Man brachte das Essen. Ich trank wenig, denn ich besorgte einen Schlaftrunk. Ich bestellte mir vor Tagesanbruch einige Tassen Thee, und verriegelte dann die Thüre aufs beste.

Nachdem ich meine Pistolen frisch geladen hatte, legte ich mich ziemlich unruhig zu Bette. Die Ermattung, die mir durch das anhaltende Fahren zu Theil geworden war, warf mich dennoch einem fragmentalischen Schlummer in die Arme. Ich träumte von Mördern, Dieben und Räubern. Plötzlich weckte mich ein schauerliches Kettengerassel. Ich fuhr wie von einem Dolchstiche emporgerissen auf. Das Gerassel

war unter mir. Eben von daher vernahm ich ein Gemurmel mehrerer Menschenstimmen. Ich horchte ängstlich. „Nur sachte Peter, daß du ihn nicht weckst!“ sagte jemand. Mir brach der Angstschweis aus. Ich sprang mit gleichen Füssen aus dem Bette, und war im Begriffe, laut nach Hilfe zu ruffen. Beklemmung und Herzklopfen raubten mir alle Sprache. Ich zündete schnell das Licht von der Nachtlampe an, und blieb in einiger Entfernung vor dem Bette stehen. Meine Blicke flogen in der ganzen Stube angstvoll herum. Ich hielt den Athem an, um desto aufmerksamer horchen und lauschen zu können. Es ward stille. Nichts regte sich, nur vernahm ich unter dem Bette ein anhaltendes schauerliches Tropfen. Ich vermuthete unter demselben eine Fallthüre, und dachte mir den Wirth als einen Erzspitzbuben. Hier war nothwendig Fassung nöthig. Ich rang so viel als möglich nach derselben. Mit den Pistolen in einer, und der hellbrennenden Kerze in der andern Hand nahte ich mich dem Bette, beugte mich, und bebte erschrocken zurück, als ich in dem Fußboden ein durchgebrochenes Loch erblickte. Entschlossen riß ich das Bett zurück. Da stand ich vor einer Oefnung, aus der mir kalte Luft entge-

gewehte. Finsterniß düsterte darin. Ich konnte nicht ausnehmen, wie tief sie sey.

Nun hatte meine schauervolle Besorgniß Grund erhalten. Ich glaubte überzeugt zu seyn, daß ich in den Aufenthalt von Mördern gerathen sey, die mich absichtlich in diese Kammer gelockt haben, um mich zu ermorden, und meinen Leichnahm in die Mördergrube, wofür ich die schwarze Oefnung hielt, zu werfen. Mein Geist war keiner andern Vorstellung fähig. Flucht blieb in dieser Verlegenheit unmöglich. Ich wußte, daß das Thor wohl versperrt, und von den Hunden bewacht sey. Das eiserne Gitter raubte mir die Möglichkeit bei herannahender Gefahr durch das Fenster zu entkommen. Ich hielt mich für verloren.

In dieser Angst schob ich das Bett vor die morsche Thüre, um mich vor einem gewaltthätigen Uiberfalle zu sichern. Ein immerwährendes Grausen überlief meinen Rücken, indem ich in der Stube auf und ab ging, und die Flamme der Kerze, um mir mehr Muth zu verschaffen, immer heller anfachte. Ich legte mich endlich auf das Bette, ohne jedoch mein Auge von der Oefnung wegzuwenden. Die Pistolen lagen neben mir in Bereitschaft. Jedes Geräusch, das ich selbst machte, schreckte mich.

Ich glaubte alle Augenblicke Männer zu dem Loche heraufsteigen zu sehen. Du kannst dir denken, daß meine Angst mit jedem Augenblicke sich mehrte.

Beinahe die ganze Nacht hatte ich durchwacht. Eben übermannte mich ein halber Schlummer, als ein erneuertes Kettengerassel mich emporriß. Ich sprang auf. Zu gleicher Zeit wurde an die Thüre gepocht. Todenschweiß brach auf meiner Stirne los. Ich verhielt mich einige Augenblicke ruhig. Das Gerassel hielt an, und das Pochen wurde wiederholt. Ich suchte Muth zu fassen. Ich glaubte fest, die Mörder seyn nun da, ihre grausame Absicht gegen mich auszuführen. Kalt lief es mir durch alle Adern. Ich sah die Nothwendigkeit ein, mich herzhaft stellen zu müssen.

„Wer da?" rief ich.

Machen sie auf," antwortete des Wirthes Stimme.

„Keinesfalls," entgegnete ich; „fort von der Thüre, der erste, der sich gewaltthätigt hereinwagt, ist des Todes." Ich feuere meine Pistolen ab.

Nun, nun, es wird wohl nicht so arg seyn," antwortete der Wirth; „sie sind noch

im Schlafe, machen sie nur auf, ich bringe den Thee.“

„Herr!“ ließ sich sogleich die Stimme meines Kutschers hören; „es ist schon eingespannt!“

Wie ich diese vernahm; fiel es mir wie eine Zentnerlast vom Herzen. „Bist du's Johann? —“

Ja Herr, ich habe schon abgefüttert.

Auf einmal schwand meine Angst, und eine unbeschreibliche Hitze stieg in mein Gesicht. Ich zog das Bett von der Thüre, und öfnete diese. Der Wirth trat mit meinem Johann ein. Wie er das Bett in der Mitte der Stube erblickte, sah er mich bedenklich an, und lächelte. Ich ward von heftiger Schaam bestürzt. „Gewiß;“ sagte der Wirth, „hat ihnen diese Oefnung eine unruhige Nacht gemacht.“ Ich gestand alles. Der Wirth lachte herzlich über meine Albernheit, und erklärte mir das Räthsel. — Unter der Stube, die nur im äußersten Nothfalle gebraucht wurde, befand sich ein Brunn. Die Oefnung in dem Fußboden diente dazu, um im Falle einer nothwendigen Säuberung des Brunnens demselben mit einer Stange beikommen zu können. Das Kettengerassel verursachten einige Fuhrleute durch Was-

ſerſchöpfen, indem ſie noch bei Nacht weiter fuhren. Sie wußten, daß ein Gaſt die Stube bezogen habe, und ermahnten einander, großen Lärm zu vermeiden, um mich nicht zu wecken. — Da haſt du die ganze Mordgeſchichte. Ich bezahlte meine Rechnung, und fuhr beſchämt und ausgelacht weiter.

So viel mein Freund. Aus dieſem erſehen Sie theure Freundin, wie ſich oft an und für ſich einzeln unbedeutende Umſtände an einander reihen, um uns eine geringe Sache gefährlich vorzubilden. Die unzeitige Furcht meines Freundes hat ihm eine ſchlafloſe, angſtvolle Nacht bewirkt. Oft trügt uns der Schein. Haben wir ſo viel Faſſungskraft, uns von demſelben nicht überraſchen zu laſſen, ſo wird es uns leicht, dem wahren natürlichen Grund ähnlicher bedenklicher Vorfälle nachzukommen.

Störchel.

Als ich einer stolzen Spröden, welche einen edlen Jüngling mit Verachtung zurück=wies, einen Todtenkopf überschickte.

Stolze Spröde! sieh die Menschentrümmer,
Bebe schaudernd und beschämt zurück,
Hin ist hier der Schönheit Rosenschimmer
Hin der Zauber von dem Feuerblick;
Ha, wo strahlt' aus diesen Knochenlücken
Itzt der Jugendflamme heiße Gluth,
Worauf sonst mit liebevollen Nicken
Manches Jünglingsauge hat geruht!

* * *

Hingemodert ist die Lockenfülle,
Die vielleicht den Schädel eh' geschmückt,
Grausend schreckt die kahle Moderhülle,
Die mit Engellächeln einst beglückt;
Hingeschwunden sind die Rosengrübchen,
Eckelhafte Würmer hausen da,
Wo der Jüngling einst bei seinem Liebchen
Grazien und Liebesgötter sah.

* * *

Denkst du nicht, daß deiner Reitze Schimmer
In der Blüthe zur Verwesung reift;
Ach, wie bald wird der Theaterflimmer
Von dem Menschenschnitter abgestreift;
Bettlerlumpen, Kind! und Hermeliene,
Alles wandelt er in Modertand,
Reicht dem Mädchen mit der Engelmiene
Wie dem morschen Greise seine Hand.

* * *

Sey nicht stolz auf deiner Schönheit Siege,
Größer noch ist ja der Sieg der Zeit,
Und der Mädchenreitze schönsten Züge
Schmückt nur einzig die Bescheidenheit;
Fliehe schüchtern zwar der Wollust Minne,
Wenn sie mit Sirenenlocken spricht,
Lohne nur mit stolzem Eigensinne
Reine Liebe, reine Wünsche nicht. —

Liebisch.

Kindes-Liebe in China.

Canton den 2ten Feb. 1801.

Lieber Störchel, ich habe dir versprochen wiederholt zu schreiben, wenn mir etwas interessantes vorkommen sollte *), und halte Wort. — Ich verließ Botany-Bay mit der süssen Hoffnung, daß der gütige Himmel Johnson und Lydy im Schooß seiner allumfassenden Güte erhalten würde, und meine Gedanken flogen dann nach China, einem Lande, daß sich durch sein Alter, seine Künste und Wissenschaften, bei allen Nationen Hochachtung und Bewunderung erworben hat, und meine Sehnsucht war nicht

*) Siehe Seite 9.

gering, wenigstens eine Stadt dieses ungeheuren Reiches zu sehen, das über 330 Millionen Menschen auf seinem Boden ernährt.

Die Reise von Neu-Holland nach China war nicht so einförmig, wie die vom Cap der guten Hoffnung nach Botany-Bay. Wir trafen unterwegs mehrere Inseln, auf denen man sich erfrischen konnte, und je näher wir den Küsten ~~sie Aus~~kamen, je mehr wurde die Strasse belebter, und eine Menge Schiffe verschiedener Nationen kreutzten hin und her. Endlich kamen wir vor Canton an, der einzigen Stadt in China, deren Hafen die europäischen Nationen besuchen dürfen. Der Chinese verachtet fremde Völker, er schätzt nur seine Sitten, Gewohnheiten, und Gesetze, und hält sich für den kultiviertesten Menschen. National-Stolz ehrt wohl ein Volk, wenn er aber übertrieben wird, so fällt er ins lächerliche, und das kluge Hänschen wird ein dummer Hans.

Nach einer genauen Besichtigung, und einer Menge von Komplimenten, fuhren wir erst in den Hafen von Canton ein, den der Ausgang eines Flusses zu dem schönsten und geräumigsten von ganz China bildet. Ich begab mich in die Strasse der englischen Faktorey, und gab meine Briefe an Herrn Lidelton ab, wel-

cher mich sehr zuvorkommend aufnahm. — Die Strassen der europäischen Nationen sind alle an ihren Enden mit Schlagbäumen versehen, über die sich kein Europäer hinauswagen durfte; seit Lord Markantnays Reise nach Peking aber sieht man nicht mehr so strenge darauf, und die Engelländer besonders geniessen viel Freyheiten, und dürfen sich selbst einige Meilen weit von der Stadt entfernen. — Nachgerade kömmt mir der Schlaf in die Augen. Lebe wohl, und gedenke mein.

Canton den 6. Febr. 1801.

Canton hat über eine Million Einwohner, und ist in mehrere Sädte abgetheilt, worunter sich sogar eine Schiffsstadt befindet. Die Schiffe liegen oberhalb Canton in ordentlichen Reihen, und bilden Strassen. Es sollen sich gegen 30000 Freudenmädchen darauf aufhalten. — Die Sitten der Chineser sind von den unsrigen ganz verschieden. Es giebt keine öffentlichen Spaziergänge, keine bestimmten Schauspiele, keine Concerte und Bälle, keine Veränderungen der Moden, kurz, keine müssige Menschen; und wenn

gleich die Europäer in ihren Quartieren ganz nach der Sitte ihres Vaterlandes leben, so finden sich die Chineser selten oder doch in geringer Anzahl dabey ein, und werden keine Proselyten.

Doch ich will dir ja kein vollständiges Gemälde von dem ungeheueren chinesischen Reiche liefern. Ich verweise dich auf die neuesten Reisen nach diesem Lande. Vielmehr sehne ich mich nach Musse, dir ein rührendes Beispiel von Kindesliebe zu erzählen, das sich dieser Tagen hier zugetragen hat.

Canton den 7. Febr. 1801.

Ich habe in einer Beschreibung von China gelesen, daß der Diebstahl daselbst nicht bestraft werde, wenn der Dieb nicht auf der That erwischt wird, aber das ist falsch. Diese Aehnlichkeit des Gesetzes mit dem spartanischen findet nicht Statt in China, obgleich der bestrafte Dieb allhier durch die Straffe nicht entehrt ist.

Ich komme zu der versprochenen Geschichte. — Vor zwey Jahren starb hier der Gerichtsschrei-

ber des Mandarins. Er war ein redlicher, strenger Mann gewesen, der seiner Gattin und einem schon erwachsenen Sohne nur einen kleinen Theil vom Vermögen und Glücksgüttern hinterließ. Die Wittwe lebte theils von ihrer Handarbeit, theils von der Thätigkeit ihres Sohnes schlecht aber recht, und genoß die Hochachtung ihrer Freunde und Verwandten, weil sie diese nie um eine Unterstützung ansprach. — Ach, wie wahr ist das Sprüchwort: in der Noth lernt man die ächten Freunde können! — Der neue Gerichtsschreiber Yu-Ly ward vormals von seinem Vorgänger beleidigt worden, nnd das so empfindlich, um es ihm und seiner Familie nie zu vergessen. Der erste Gegenstand seines Hasses starb zwar, aber dessen Familie lebte noch, und Yu-Ly beschloß, diese seiner Rache aufzuopfern. Lange rang er vergebens nach Gelegenheit dazu. Endlich nahte der Augenblick der Rache.

Die Wittwe, deren Fleiß und ihres Sohnes Thätigkeit nicht hinreichten sich zu ernähren, sah sich gezwungan ihr Häuschen zu verkaufen. Yu-Ly, welcher sich immer gegen sie freundlich betrug, nnd unter dieser Maske den heimlichen Groll verbarg, kaufte ihr das Häus-

chen ab, ließ sie aber darin zur Mithe gegen eine sehr billige Bezahlung.

Die Wittwe und ihr Sohn Tong-Tschee labten sich indeß an der Hoffnung bald durch verdoppeltrn Fleiß, und durch Ausführung einer günstigen Unternehmung, den Rückkauf ihres Häuschens zu bewerkstelligen, und bauten Luftschlösser für die Zukünft. Aber die schönen Erwartungen giengen nur zu schnell in Rauch auf. Der niederträchtige Yu-Ly bestach einige elende Menschen, die in die Wohnung der Wittwe einbrachen, und ihr alles raubten, was nur einigen Werth hatte. Man kann sich vorstellen, wie schrecklich dieses Unglück die arme Wittwe zu Boden warf, wie ängstlich ihr Sohn sich bemühte, der guten Mutter Trost und Muth einzusprechen. — Im nächsten Brief sollst du die Fortsetzung dieser Geschichte erhalten. Lebe wohl, und gedenke mein.

Canton den 9ten Febr. 1801.

Die Liebe der Kinder für ihre Eltern hat in China das Gepräge der höchsten Hochachtung, Zartheit und Innigkeit. Sie wird den jungen

Herzen tief eingeprägt, und verschwistert sich mit den zärtlichsten Begriffen. —

Als die gute Mutter des Tong = Tschee sich ihrer Habseligkeiten beraubt sah, und die bittersten Thränen über ihr Unglück vergoß, trat der Gerichtschreiber Yu = Ly in ihr Gemach. Er machte ihr eine artige Verbeugung, hörte die Geschichte ihres Unglücks an, und forderte eben so gelassen, als wenn nichts vorgefallen wäre, die Bezahlung ihrer Miethe, ohne auf die Umstände der armen Wittwe Rücksicht zu nehmen.

Diese bat um Nachsicht ihrer Schuld, aber Yu = Ly nahm keine Entschuldigung an. Sie fiel vor dem Barbaren auf die Knie, er lächelte hönisch, und fragte ganz trocken: „kannst du zahlen oder nicht?“ Auf ihr klägliches Nein entfernte er sich mit den Worten: „Morgen kömmst du in den Schuldthurm.“

Tong = Tschee kömmt nach Hause, und findet seine Mutter trostloser, als er sie verlassen hatte. Er war in der ganzen Stadt umher geloffen, und hatte die Freunde seiner Mutter um Hilfe angesprochen, aber vergeblich. — Den Armen, den Bedürftigen, schließt sich jede Thüre, den Reichen öffnet sie der Talisman des Mamons.

Nun muß Tong-Tschee die Härte Yu-Lys vernehmen, und sein kindlich Herz blutet bei den Leiden seiner Mutter. Er kann ihr nicht helfen, er kann sie nicht retten. Verblassend ringt er nach einem Mittel sie dem Schuldthurme zu entreissen. — Bald ein mehreres.

Canton den 10ten Febr. 1801.

Welcher Aufopferung, welches Heroism' ist der Mensch nicht fähig! Welche göttliche Kraft, erhebt ihn über die Sphäre der irrdischen Verwandtschaft zur Reinheit der seligen Geister! Wie ist es möglich, daß eine Natur so viel himmlisches mit dem irrdischen paart? So frag ich mich, und bete bewundernd die Vorsehung an, die zwar den Abgrund erschuf, aber auch die Mittel sich daraus zu retten. —

Tong-Tschee martert sich mit Planen, der guten Mutter zu helfen. Sein Gefühl erhebt sich stuffenweise bei der mehrenden Angst, es droht ihm die Brust zu zersprengen, und entglüht die Gedanken zu einer gewaltigen Frenesie.

Endlich faßt er die fliegenden Gebilde. Er bleibt bei einem stehen, schaudert vor seiner Ausführung, aber die Schrecken des Todes bleicht ein Blick auf seine Mutter, und dahin flieht er, die beste, die unglücklichste der Mütter zu retten.

Einige Tage waren kaum verflossen, daß der Tochter des Mandarins von Canton ein kostbarer Schmuck gestohlen ward. Der Dieb war noch nicht entdeckt, und ein Preis von 1000 Piastern auf seine Gefangennehmung gesetzt. Tong-Tschee eilt zu dem Mandarin, und giebt sich selbst für den Thäter aus; (wo ihm nach den Gesetzen von China der festgesetzte Preis ausgezahlt, und zugleich die Befugniß ertheilet werden sollte, darüber noch vor seiner Bestrafung disponiren zu können.) — Er hoft durch diese Summe seine Mutter zu retten, und der Tod ist ihm nicht schrecklich, wohl aber der Gedanke, seine Mutter im Schuldthurm sehen zu müssen. Seine kindliche Liebe denkt im Feuereifer des Handelns nicht daran, wie sehr die Mutter leiden müßte, durch ein Verbrechen des geliebten Sohnes gerettet zu seyn. Und welch eine Rettung, mit dem Blute des zärtlichsten der Söhne erkauft! Wie schauderhaft der Preis des Lebens für ein edles Weib! —

Der Mandarin sitzt in einem Lehnstuhle ihm gegenüber der Gerichtsschreiber bei einem Tische, der mit einem grünen Teppich bedeckt ist. Ihm zur Seite stehen seine Gehilfen; vor ihm in zwei Reihen acht Häscher.

Athemlos stürzt Tong-Tschee in das Gemach, er giebt sich für den Dieb des geraubten Schmuckes an, erzählt, daß er ihn in den Fluß geworfen, da man ihm nachgesetzt habe, und fordert den ausgesetzten Preis, um ihn seiner Mutter schicken zu können.

Der Mandarin erstaunt über dies Selbstbekenntniß, er zweifelt daran, aber Tong-Tschee beschwört seine Aussage, und der Gerichtsschreiber meint, es wäre wohl wahrscheinlich, daß die Armuth ihn zu diesen Raube verleitet hätte. Der Niederträchtige freut sich des guten Erfolgs seiner Rache, und ist bereit, das Todesurtheil aufzusetzen.

In dem entscheidenden Augenblick der Verurtheilung kömmt Tong-Tschees Mutter außer Athem, mit wild rollenden Augen, und bleich wie der Tod, in den Gerichtssaal. Sie fällt dem Mandarin zu Füssen, und widerspricht der Aussage ihres Sohnes. Sie setzt das Factum auseinander, sie beweist, daß er der Thäter

ohnmöglich seyn könne. Der Sohn bittet sie gelassener, sein Leben nicht durch eine Lüge zu retten, und will ihr die tausend Piaster übermachen lassen, das Blutgeld seiner kindlichen Liebe; aber sie widersetzt sich der Annahme derselben, und spricht wie eine edle Römerin. „Ihr wollt mir den Schmuck meines Lebens rauben, dem Baume das Laub, und könnt glauben, ich werde mich zu Frieden geben?“

Ein Dolch blitzt bei diesen Worten in ihrer Hand. Tong-Tschee stürzt in ihre Arme. Sein Gefühl löst sich in Thränen auf, und so stehen beide Arm in Arm, umschlungen von der Kraft zweier sich zärtlich liebenden Herzen, bewundert und bedauert von den Zusehern. —

Plötzlich tritt ein Tartar, wie der Genius des Friedens und der Eintracht, in den Saal. Er bringt den Bericht, der Räuber des Schmuckes sey erwischt, und indeß ins Gefängniß geworfen worden. Den Schmuck selbst habe man bereits seiner Tochter übergeben.

Ahnest du den frohen, glücklichen Ausgang lieber Freund!

Canton den 11. Febr. 1801.

Ohnstreitig hast du dir ein Gemälde von der Schlußszene des vorigen Briefs entworfen. Du wirst dir der Mutter hoffnungsvolle Attitude, des Sohnes rührenden Kummer über seinen fehlgeschlagenen Plan, und das Staunen des Mandarins lebendig vorgestellt haben. Nicht wahr, es ist dem so? — So überlasse ich dir auch, die Gruppe auszumahlen, die, um so interessanter werden muß, je mehr ich den Antheil berechne, welchen dein Herz daran nehmen wird.

Der Mandarin dringt nun in Tong-Tschee, die Ursachen seiner seltsamen Handlung anzugeben. Dieser glaubt nicht länger schweigen zu dürfen. Er erzählt die Beweggründe davon, und der Mandarin kann sich nicht enthalten, den edlen Sohn zu umarmen. — Er schenkt ihm die tausend Piaster aus seiner eigenen Börse. Er verspricht ihm eine einträgliche Stelle zu verschaffen, wie auch zugleich den Vorfall an den Kaiser zu berichten, und diesem die Straffe zu überlassen, welche der niederträchtige Gerichtsschreiber Yu-Ly, der zitternd sein barbarisches Verfahren bekannte, verdiene. Das Volk bewirft Tong-Tschee und seine Mutter mit Blu-

men, und begleitet sie triumphirend in ihre Wohnung.

Ich habe dies Beispiel von Kindesliebe nicht ohne Rührung dir geschrieben, und werde den Eindruck, welchen die Erzählung auf mich gemacht hat, nie vergessen.

Wir bewundern den Heroism' manches Helden, den oft ein Rausch, eine Verachtung des Lebens erzeugte, aber eine Aufopferung, die nur aus der reinsten Liebe entspringt, wirkt inniger auf das Herz, und behauptet den höchsten Rang unter den menschlichen Tugenden, weil sie die göttliche Kraft unseres Daseyns entwickelt.

In wenigen Tagen fahre ich nach Bengalen, der Heimath der ersten Menschen, und du sollst bald wieder von mir hören.

Lebe wohl indeß, grüsse meine Freunde, und gedenke mein.

Polt.

Wie bindet die Liebe?

1.

Ein schwärmender Haufe von Nimphen
Und jauchzender, trunkener Hirten,
Enteilet dem blumichten Hügel herab.
Sie jagen, sie haschen, umwinden
Mit rosigten Banden sich dreust.

* * *

So bindet die Liebe doch nicht?

2.

Wie wüthend; so springen die Reigen,
Durchglühet von gierigen Lüsten,
Im wildesten Tanze durchs blühende Thal.
Sie paaren sich tobend, zerknicken
Die Blumen der prangenden Au.

* * *

So bindet die Liebe doch nicht?

3.

Zwey häßliche Paare — sie halten
In ihren begierigen Händen
Zwey Beutel, mit flimmerndem, lockendem Gold.
Sie nähern sich ängstlich; umarmen
Mit tückischen Reitzen sich kalt.

* * *

So bindet die Liebe doch nicht?

4.

Die sanften Empfindungen weichen
Von marmornen, seellosen Formen,
Kein himmlischer Funke beseelet ihr Aug.
Sie reichen sich matt jetzt die Hände
Verschlüssen auf immer das Herz.

* * *

So bindet die Liebe doch nicht?

5.

Es rauchen die Gipfel des Aetna,
Es jauchzen durch seine Gewölke
Die Furien wüthend ihr bräutliches Lied.
Im gieftigsten Dunste der Wollust
Ersterbet der Liebe Genuß.

* * *

So bindet die Liebe doch nicht?

Die Göttin der Liebe im Wagen
Von schnäbelnden Tauben gezogen —
Sie winket zween Glücklichen freundlich herab.
Ein Jüngling, ein Mädchen — sie nahen
Sich lächlend, und innig vergnügt.

* * *

So bindet die Liebe doch wohl?

Sie legt ihre Hände zusammen,
Vereinigt die Liebenden enger,
Und beide verschwistert ein inniger Kuß. —
„Die Seelen verbindet die Göttin
„Und Freundschaft die sichert ihr Band.

* * *

So bindet die Liebe doch wohl?

Amadeus.

Die verwechselten Weiber.

Ein Schwank.

Der Baron von Löwenburg hatte das Unglück eine Gattin zu besitzen, die gleich einer Selbstbeherrscherin ihn tyrannisirte, und des Pantofels statt Scepters sich bediente. Er hatte ihr den größten Theil seines Vermögens zu verdanken, und verlohr in dieser Rücksicht allen Muth ihrem dreusten Benehmen Gränzen zu setzen. Ihr Wille war ihm ein Gesetz, ein Wink von ihr, Befehl. Eben lebte der Baron mit dieser Furie auf einem seiner Landgütter, als er von dem Grafen Sprengeln einen Besuch erhielt. Die beiden Freunde hatten sich seit des Barons Verheirathung nicht gesehen, und ihre Freude

war nun um so größer, sich nach so langer Zeit vertraulich über ihre wechselseitigen Schicksale besprechen zu können.

Der Graf war noch frey von ehelicher Verbindung. — Die Gemahlin des Barons gefiel ihm ungemein, und er beneidete in den ersten Augenblicken seinen Freund um ihren Besitz. Aber als er sie näher kennen lernte, dankte er dem Himmel, nicht an eine solche Hekate gebunden zu seyn. Er bedauerte den Baron, und nahm sich endlich vor, ihm die giftige Schlange zähmen zu helfen. Sein Plan war bald geordnet.

Auf des Barons Landgute hielt sich ein Schuster auf, ein Mann ohngefähr von vierzig Jahren, muntern und fröhlichen Humors, und bereitwillig jedem Schwank hilfreich die Hand zu bieten. Der Graf hatte aus einem ganz natürlichen Bedürfnisse seine Bekanntschaft gemacht, und ihm eine große Rolle in dem seltenen Lustspiel zugedacht.

Baron Löwenburg war anfangs nicht Willens, der sonderbaren Kur-Methode beizupflichten; aber die Suada und die Gründe des Grafen änderten bald seinen Sinn. Er liebte seine Gemahlin recht sehr, und es that ihm weh auf ihre Unkösten ein etwas fühlbares Spiel

unternehmen zu lassen. Doch wie die Posse einen annehmlichen Ausgang versprach, machte ihm seine Rolle recht viel Freude.

Die Baronesse ward dem Grafen am ersten Tage seiner Ankunft gewogen, und in ihrem Herzen blühte eine neue Liebe auf. Sie behandelte ihn zuvorkommend, artig, und galanter, als er es erwartet hatte. Die Liebe bezähmt ja Löwen, warum nicht ein böses Weib?

Man gab eines Tages ein kleines Fest. Der Graf hielt sich immer an die Baronesse, und warf ihr unbemerkt in den vom Weine schäumenden Pokal ein Schlafpulver. Freundlich nippend trank sie es auf eine Toast der Liebe gebracht aus, und versank in wenigen Minuten in eine Lethargie.

Der nehmliche Auftritt fand in der Hütte des Schusters statt, der sein Weibchen eben durch ein Schlafpulver Morpheus Armen überlieferte.

Hierauf wurde die Baronesse umgekleidet in die Wohnung des Schusters, und die Schusterin in das Schloß des Barons gebracht.

Der Meister Schuster saß schon des frühen Morgens auf seinem Dreifuß, und arbeitete fleißig d'rauf los, als noch die Baronesse schlief. Der Schelm lächelte auf sein verwech=

seltes Weib, und die gnädige Baronesse schien ihm zu behagen. — Aber schnell nahm er wieder seinen schustermässigen Ernst an, und rief: „Caroline! steh auf du Langschläferin, sonst soll es dir nicht zum besten gehen. Du kennst mich.“ Die Baronesse erwachte. Sie sprang aus dem Bette, und überhäufte den Schuster mit Schmähworten, daß er sich unterstanden hatte, in ihr Zimmer zu dringen. Dieser hörte sie gelassen an, und versetzte: „Karolina! bist du besessen? Himmel ist dies die Sprache meines Weibes; — Bist du närrisch geworden, oder hat dich ein Traum geäft? Sieh zu, wo du bist.“

Die Baronesse warf einen Blick auf das Gemach, einen andern auf ihre Kleidung, und starrte betroffen vor sich hin.

„Nun Caroline; fuhr der Schuster fort, was stehst du so verblaßt? Hurtig bringe mir meinen Morgentrunk.“

Abscheulicher Trunkenbold, was giebt dir die Kühnheit so mit mir zu sprechen? Bin ich nicht die Baronesse Löwenburg und deine Herrschaft? Welches Spiel treibt man mit mir, wie kam ich in diese Kleidung, in diese Hütte?

„Ey, ey! Caroline bist du wahnsinnig geworden.? Kennst du deinen Mann nicht mehr?

O ho! du sollst ihn kennen lernen, und wieder gehorsam werden, wie ein Lamm. — Noch einmal, bring mir den Morgentrunk.“

Die Baronesse anstatt zu gehorsamen, machte Miene den Schuster in die Haare zu fahren, aber dieser nahm schnell den Schusterriem zur Hand, und schlug sie so lange damit, bis sie seinen Willen erfüllte.

Hierauf hieß er ihr mittrinken, sich neben seiner setzen, und ein Paar Schuhe einfassen. Sie weigerte sich folgsam zu seyn, aber der Knieriem machte sie schnell geschmeidig. Der Meister schien endlich mit ihr zufrieden zu seyn, und sang ihr ein Lied vor, dessen Inhalt von Weibergehorsam, und Männergewalt handelte, daß die Baronesse vor Aerger hätte platzen mögen.

Drei Tage lang ließ sie der Schuster nicht aus den Augen, und behandelte sie mit Strenge und Liebe zugleich; dieß Betragen änderte ihren störischen Sinn, und gewiß Niemand hätte in der stillen Schusterin die eigensinnige Baronesse erkannt.

Ihre Verwandlung hielt sie für ein Hexenwerk, und als eine Straffe der Vergehungen gegen ihren Gemahl. Zugleich nahm sie sich vor, bei Wiederherstellung ihrer natürlichen Ge=

stalt, die Pflichten einer zärtlichen, keineswegs einer tyrannisirenden Hausfrau zu erfüllen. Der Knieriem des Schusters hatte seine Wirkung nicht verfehlt.

In des Barons Schlosse wurde das Lustspiel auf eine andere Art gespielt. Die Schusterin als Baronesse konnte eben sowenig ihre Verwandlung begreiffen, segnete aber den Genius, welcher sie den Armen ihres ersten Mannes entrissen.

Ihr naives Benehmen gab vielen Stoff zu den lächerlichsten Szenen, und der Baron kam öfter in Versuchung es zu wünschen, die Schusterin möchte seine Frau seyn.

Die Liebe spielte dabei so viele verschiedene Rollen, daß es nachgerade Zeit war, die verwechselten Weiber zu entwechseln.

Die Baronesse ersah die günstige Gelegenheit den Schuster zu entwischen, und lief mit schnellen Schritten auf ihres Gemahls Schloß. Sie stürzte in sein Zimmer. Sie fiel vor ihn nieder, und bat beschämt um eine günstige Aufnahme. Der Baron stellte sich, als kenne er sie nicht, mehrere Diener kamen dazu, und wollten sie abgeredetermassen davon führen, aber ihre Thränen, ihr Jammern rührte den

Baron so sehr, daß er beschloß dem seltnen Spiele ein Ende zu machen.

Ehe dies noch geschah, kam der Schuster dazu, der die Baronesse als sein Weib zurückforderte und seine drohenden Worte mit der Pantomime des Knieriems begleitete.

Die wirkliche Schusterin so wohl als die Baronesse zitterten bei seinem Anblick, und das gute Herz der Schusterin rieß diese zu erst hin laut zu erklären, sie wäre die Baronesse nicht.

Die Männer schienen ob dieser Erklärung verlegen und unentschlüssig, als Graf Sprengeln, in der Maske eines Zauberers auftrat, und den Weibern erklärte, er hätte sie verwandelt; die Baronesse zur Strafe ihres Despotismus, die Schusterin zur Belohnung ihres Gehorsams, um ihr einige vergnügte Tage zu verschaffen. Er hielt der Baronesse ein Strafpredigt, die sie in ihrem Zustande zerknirschte, und reichte beiden Weibern einen Pokal, mit der Weisung, ihn zu leeren, und der Erhaltung ihrer natürlichen Gestalt gewärtigt zu seyn.

Die Weiber leerten ihn begierig aus, und sanken betäubt in einer Viertelstunde nieder.

In diesem Zustande verwechselte man ihre Kleidung, behielt die Baronesse im Schlosse, und ließ die Schusterin in ihres Mannes Wohnung bringen.

Als die Baronesse erwachte, und sich in ihren gewöhnlichen Kleidern sah, dankte sie dem Himmel für ihre wiederhergestellte Gestalt, und behandelte von nun an ihren Gemahl mit aller Zärtlichkeit und Ergebenheit.

Er durfte nur des Zauberers erwähnen, wenn sie Miene machte, die alte Rolle zu spielen, und ihr mit einer neuen Verwandlung drohen, um sie völlig kirr zu machen.

Der Graf freute sich der gelungenen List, und erst spät erfuhr die Baronesse, welchen Possen man mit ihr gespielt hatte.

Ich empfehle schließlich allen geplagten Ehemännern diese Geschichte zur Beherzigung, und bitte die Weiber den Wink der Warnung nicht zu verkennen.

K. L. Nikolay.

Anekdoten.

Eine türkische Flotte unter dem Kommando des Großadmirals oder Kapitain-Pascha, lag während des Beirams-Festes, womit die Türken ihre große Fasten beschließen, vor Stanchio (einer Insel im griechischen Archipelag) vor Anker. Der größte Theil von den Offizieren und der Mannschaft der Flotte, und der Kapitain-Pascha selbst, waren wegen der Feier dieses Festes ans Land gestiegen. Auf dem Admiralschiffe befanden sich zwanzig bis fünf und zwanzig Europäer, die auf malthesischen Kaperschiffen gefangen, und zu Sklaven gemacht worden waren. Unter ihnen war auch der Kapitän G***, der kühnste und muthwilligste Freibeuter, der unter malthesischer Flagge je gegen die Türken gefochten

hat. Dieser fand die Gelegenheit günstig, seine und seiner Kammeraden Fesseln zu zerbrechen; er theilte ihnen seinen Plan mit, und flößte ihnen, mit der Hoffnung zur Freiheit und zu einer reichen Beute, auch seinen Muth ein. Ihr Entschluß war bald gefaßt; sie fielen über die Türken her, so wie sie einzeln ihnen zu Gesicht kamen, entwaffneten sie, warfen sie alle einen nach den andern in den Raum, und verschlossen die Lucken. — Die Ankertaue entzwei schneiden, die Segel aufziehen, und abreisen, war das Werk eines Augenblicks. Die andern türkischen Schiffe, die keine Ordre hatten, und auch kein Signal erblickten, ließen das Admiralschiff ruhig abreisen, denn sie konnten nicht wissen, ob es nicht vielleicht einen besondern Auftrag erhalten hatte. Erst als dem Kapitain-Pascha Meldung davon geschehen war, und er selbst von dem Ufer aus, sein eigenes Schiff mit vollen Segeln davon fahren sah, machte sich die Flotte segelfertig, um ihm nachzueilen; allein ihre Bemühung war vergebens. Sie konnte das Schiff nicht mehr einholen, und drei Tage nachher kam es glücklich zu Malta an.

Hier war man äußerst erstaunt, als man in der offenen See ein großes türkisches Schiff erblickte, dessen Lauf gerade gegen den Hafen

gerichtet war. Es wurden Galeeren ausgeschickt, zum Regognosciren. Die Artillerie auf den Wällen wurde untersucht, und alle Anstalten getroffen, um sich gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen. Desto grösser aber war auch die Freude, die man nicht hätte hoffen dürfen, Landsleute und Freunde zu sehen, die im Besitz des Schiffs und aller seiner Schätze waren.

Allein die tapfern Maltheser erhielten sehr wenig von ihrer Beute. Die Pforte wandte sich an das Kabinet zu Versailles, und durch dessen Vermittlung erhielt sie ihr Schiff zurück, mit allen seinen Schätzen. Den tapfern Eroberern desselben wurde zur Entschädigung eine unbedeutende Summe Geldes gegeben.

Die nordamerikanischen Wilden glauben, ihre Träume müssen erfüllt werden, es koste was wolle, und jeder Wilde ist verbunden dem andern zu geben, was er von ihm im Traume empfangen zu haben versichert. — Es kam einmal

ein Oberhaupt der Mohaaks zum Herrn Wilhelm Johnson, und redete ihn an. „Mein Vater, mir hat diese Nacht geträumt, daß du mir ein mit Gold besetztes schönes Kleid von Scharlach, und einen eben so besetzten Hut schenktest.“ Herr Johnson gab ihm beides. — Den Tag darauf bat ihn Herr Johnson zum Essen, und sagte: „Ich habe auch geträumt, daß du mir im Nahmen deiner Nation ein kleines Stück Landes gegeben hättest, welches etwa zehn tausend Acker enthält.“ Nachdem der Wilde einige Minuten sich besonnen hatte, antwortete er: „du sollst nicht umsonst geträumt haben; aber ich gebe dir die Warnung, hinführo nicht mehr zu träumen. Deine Träume sind zu stark für mich.

Der Baron von N** gab einst in Konstantinopel ein großes Dinee. Zwei türkische Frauen, welche seiner Gemahlin einen Besuch machten, geriethen in die äußerste Verlegenheit, als sie die zahlreiche Gesellschaft sahen, und baten aufs

dringendste um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Sie gaben am Ende den Vorstellungen der Baronesse nach, und setzten sich in einen Winkel des Zimmers, wo sie während des ganzen Mittagmahles verblieben. Als die Gäste von der Tafel aufstanden, so wurden sie durch das Geräusch in einem solchen Grade erschreckt, daß sie nach der Thüre zustürzten. Die Baronesse gab sich alle Mühe, ihnen ihre Furcht zu benehmen; als sie aber bemerkten, daß die wenigen Damen, welche gegenwärtig waren, sich in ein anderes Zimmer mit den sämmtlichen Herren begaben, so erklärten sie ihrer Freundin, daß sie sich jetzt entfernen müßten, „da die Zahl der Frauenzimmer," sagten sie, „geringer als die der Herren ist, so werden uns die letzteren nothwendigerweise schlecht behandeln. Die Baronesse konnte bei dieser Erklärung kaum des Lachens sich enthalten. — Die Türken sind gewohnt, das schöne Geschlecht nur von einer Seite zu betrachten. Diese guten türkischen Frauen konnten sonach nicht begreifen, daß die Franken dasselbe von irgend einer andern ansehen könnten.

Ein vornehmer Türke speiste einst in Gesellschaft einiger Frauen bei einem Gesandten, welchen er um seine Meinung über eine gewisse Dame befragte: „Sie singt vortreflich," sagte der Gesandte, „und weiß sich eben so verständig als schön auszudrücken." Ich verstehe Sie," unterbrach ihn der Türke. „Sie wollen nicht gerade sagen, daß sie häßlich ist: ich möchte für meinen Theil keine sechs Para's für sie geben." — Was halten Sie von der andern?" fuhr der Gesandte fort; „sie ist jung, schön, und kleidet sich mit vielem Geschmack." — Für diese erwiederte der Türke, „würde ich keinen Piaster geben." — So sind ein artiges Betragen, Witz und Talente bei den Türken heterogene Dinge.

Konfu-Tschee, bewieß den Chinesern, die dem unbekannten Gotte einen Tempel errichtet hatten, seine Sendung mit folgender Apostrophe. „Ihr habt dem unbekannten Gotte einen Tempel errichtet. Ich bin sein Missionarius. — Diese kurze Versicherung verfehlte ihre Wirkung nicht.

Gewittersturm.

Fürchterlich
Wälzen sich
Gottes Donner stürmend fort
Und es krachen Süd und Nord.

Schwefelglut
Zischt mit Wuth
Aus der schwarzen Nacht herab;
Lauter krächzt der scheue Rab.

Heulend streicht
Aufgescheucht
Fesselfrei der Winde Heer
Weithin über Land und Meer.

Rasselnd fällt
Vom Gezelt
Finst'rer Höh' der Wasserstrom
Uibergießend Hütt' und Dom.

Tosend schäumt
Hoch gebäumt
Flutensturz von Felsenhöh'n,
Und im Thal entstehen Seen.

Schaurig kalt
Widerhallt
Eichensplittern, Laubgesauß,
Durch der Schrecknacht Wetterbrauß.

Wie es saußt,
Wie es braußt!
Hier am Berg und dort im Thal
Dumpf und hohl im Wetterstrahl.

Alles bebt
Was da lebt;
Erdenriesen werden klein,
Tugend panzert sich allein!

— a.

Melancholicon.

Wo durch enge Felsenwände
Tosend eine Flut entbraußt,
Und im Ringeltanz behende
Welkes Laub im Winde saußt;

Wo der Sturm durch Klippen heulet
Und ein düst'res Grabmal steht,
Todesschauer ewig weilet,
Einsam die Zypresse weht. —

Hier will ich der Wildniß klagen,
Was die arme Seele drückt;
Hier entlasten alle Plagen,
Eh' mein letzter Schmerz erstickt.
Hier entsinkt die Thräne linder,
Die der Unglückliche weint,
Und der Seele Schmerz wird minder
Der sie durchzuwühlen scheint.

Ach, was seyd ihr eitle Freuden,
Deren Blüte schnell entfällt!
Ist nicht jener zu beneiden,
Der zur Ruhe sich gesellt?
Ich vergleich' euch mit dem Traume
Der uns trügerisch verläßt,
Seine Täuschung wird zum Schaume,
Die nur Schmerzen uns erpreßt.

Heute flichst du Blumenkränze
Morgen welken sie dahin,
Und du siehest schon im Lenze
Alle deine Freuden flieh'n.

Liebe reicht den Nektarbecher
Im Syrennenton dir hin;
Aber weh dir armen Zecher,
Ihre Gifte schäumen d'rin.

Freundschaft schwört im heil'gen Haine
Treu' bei Gottes Weltgericht;
Aber trau nicht ihrem Scheine,
Jüngling, trau der Schlange nicht!
Flieh die Welt und ihre Gifte,
Haß sie! denn die Boßheit sticht;
Lieblich dunkeln Todtengrüfte
Dem, der mit dem Schicksal ficht.

Blute stärker meine Wunde
Blute und verblute ganz!
Eil' herbei ersehnte Stunde
Mit des Dulders Palmenkranz!
Laß mich ruhen eine Pause
Du verfolgendes Geschick!
Hier im diesen düstern Hause —
Hier nur find' ich — Menschenglück.

— a.

Bei Geßners Grabe.

Entblüh' in Pästums Schöne du Rosenhain
Um Geßners Mahl, entblüh im süssen Duft
Bei Lunens Schein; tönt Nachtigallen
Tönt wie auf Orpheus geweihter Urne.

Entthauet Abendwölkchen, entthauet sanft
In Thränen auf die Stätte, wo Geßner schläft.
Ach Geßner schläft! Zephire saüsselt
Klagend im Trauerzypressenhaine.

Der epheuschönumwundenen Flöte horcht
Nicht mehr die stille Landschaft, wo er gespielt,
So schön gespielt, daß in Entzückung
Ob dem Gesange die Jugend weinte.

Es sang in sanften Tönen das gold'ne Glück
Der Schäferwelt dein Sänger und Sohn, Natur!
Voll Tiefgefühls, und flößte Tugend
Sanftmuth und Unschuld in weiche Herzen.

Hier weil' im Mondenschimmer die Schäferin,
Und schmück' mit ihrem Kranze und Flötenspiel
Des Sängers Mahl. Dann tönen leise —
Leise die Flöten von selbst im Winde.

— a.

Aurora.

Welche Göttin wallt im Rosenglanze
Festlich in verklärter Pracht einher,
Strahlend in des Urlichts reinstem Glanze,
Steigend aus Neptunens Flutenmeer?

Bosphorus schmückt ihre holde Stirne,
Ambra duftend wehet ihr Gewand,
Ehrfurchtsvoll erblassen die Gestirne,
Titans Fakel schwinget ihre Hand.

Nektar träufelt ihre gold'ne Locke
Labend auf die lechzende Natur;
An der Nessel wie am Rosenstocke
Blinket ihrer Segensmilde Spur.

Langsam wälzet sich ihr Flammenwagen
Durch der Wolkengrotte Nacht hervor,
Und am Angerplan beginnt's zu tagen,
Die Natur preißt Gott im Morgenchor.

Ist es nicht Aurora, die dort glutet?
Ja, die Göttin ist es nur allein!
Die in ihrem Morgenhimmel flutet
Purpurn über Wiese, Bach und Hain.

Großes Schauspiel! deine Glorie mahlen
Wielande und Raphaele nicht.
Wie im Thaue kleine Sonnen strahlen —
Badet die Natur im Rosenlicht.

Horch! melodisch tönt's am Blumenraine,
Flötet liebevoll im Rosensitz;
Brüllet dankentflammt im Eichenhaine,
Steiget im Konzert zum Wolkensitz.

Schall mein Saitenspiel zu dessen Ehre,
Der den gold'nen Tag erwachen heißt:
Juble in die Millionen Chöre
Mein Gesang dem unbekannten Geist.

Jubel ihm! der seine Morgenröthe
Welten zu erleuchten segnend ruft.
Jubel ihm! der Edens Sonnen säte,
Sie erleuchten einst des Schläfers Gruft.

— a.

Seelentrost.

Weh, weh! mir flieht die Freude
Auf schwarzen Schwingen hin;
Verfolgt vom Menschenneide
Erbleicht mir Herz und Sinn.

Verfolgt vom Schlangenbiße
Der bittern Unzufriedenheit,
Die ich mit Mutterdrang an meinen Busen schlüsse,
Stirbt langsam meine Zeit.
Mich tröstet nicht der Freundschaft Seelenschwung,
Mich jammern keine Menschenleiden;
Von mir peitscht Gram und Schmerz die Lebensfreuden
Mit Nesseln die Verzweifelung.
Mir goß nicht einen Tropfen Wonne
Natur ins traurige Geschick,
Mir lockt selbst Gottes Flammensonne
Kein Fünkchen Heiterkeit vom trüben Blick.
Ich lache nur, wenn Leichen um mich düften,
Rauscht rund um mich das dürre Winterlaub;
Und tritt in feierlichen Grüften
Kalt über Menschenstaub. —
Doch nein, doch nein — auf Erden
Wüßt ich noch Trost und Glück —
O, könntest du mir werden,
Mir kehrten Freud' und Lust zurück! —
Das kleinste Hirtenstübchen
Wär eine Welt für mich,
O komm, o komm — mein Liebchen,
Komm, komm, und tröste mich!! —

Störchel.

Julchens Nachtstunden.

Familiengeschichte.

Erstes Buch.

Der Mensch wandelt nie allein die Bahn seines Lebens. Eitelkeit und Eigenliebe gehen ihm voran. Das Herz ist oft sein Wegweiser, allein Gefallsucht, Sinnlichkeit, Stolz und Eigennutz vertreten ihm den Weg. Die Klugheit reicht ihm nur von Ferne schüchtern die Hand, und Neid und Reue schleichen ihm nach.

Die erste jener Stunden, welche ich dazu bestimmte, die Geschichte eines Mannes voll seltener Tugenden, und eines Weibes voll gewöhnlicher Schwachheiten, niederzuschreiben, schlägt, und ich setze mich zu dem Pulte, der bei-

spiellosen edlen Liebe meines tugendhaften Mannes ein Denkmal zu errichtent. Der volle Mond scheint hell. Sein Silberstrahl beleuchtet das vor mir liegende Blatt, welches meine Bekenntnisse aufnehmen soll. Um mich herum ist alles so ruhig und still, wie in den glücklichen Jahren meiner unschuldsvollen Kindheit. Damals sah ich die Welt aus einem andern Gesichtspunkte an, als sie nun vor mir steht. Damals verflochten sich Tand und Flittern in die Rosenkränze meiner Ideen. Nun suche ich die Blume einzeln heraus, um sie mit Innigkeit an meine Brust zu drücken, und mein Auge bis zu ihrem Verwelken an ihren Reitzen zu laben. Wo sind nun all diese herrlichen Blumen? — zerknickt, zerblättert von leichtsinniger Begierde nach üppigem Wechsel. Die Unbeständigkeit meiner Empfindungen vernichtete sie, und mir blieb nichts als die Erfahrung, daß der Genuß unserer Erdenseligkeiten um so schneller vorüber gehet, je häufiger wir denselben durch Manigfaltigkeit zu würzen suchen. Wir trinken nur den Schaum der gefüllten Freudenkelche, und lernen es erst spät einsehen, daß wir das Wahre vernachlässiget haben.

Hinweg mit dir goldener Schimmer der nächtlichen Himmelsköniginn. Du warst oft

Zeuge meiner Seufzer, meines Wankelmuthes. In deinem Anblick entkeimt mir durch süße Rückerinnerung die Empfänglichkeit für die Reitze all der kleinlichen Schwachheiten, die damals mein Herz mit einem unwiderstehlichem Zauber gefesselt hielten, und meinen Wünschen entsprachen. Der lockende Wink könnte mich verleiten, in meiner Erzählung partheilich zu werden, und meinen Fehlern ein entschuldigendes Gewand umzuhängen. Ich hielt mich ja für beßer, als ich war. Nochmehr, ich hielt sogar meine Vergehungen für Tugenden. Wir Geschöpfe von sanfterm Geschlechte haben diese Vorliebe für uns gemein. Wir streben nach dem, worinn wir glänzen, nicht, wodurch wir besser werden.

Euch Freundinnen will ich einen treuen Spiegel eueres eigenen Ichs vorstellen; euch Freunden eine Aussicht öfnen die euch das Feld unsrer gewöhnlichen Täuschungskünste zeigen soll.

O, ich dünkte mich so glücklich, und war doch so armselig an wahren Erdenfreuden. Ich war so nahe dem Genuße einer reinen Lebenswonne, und stieß ihn hartnäckig von mir. Nun hat sich mir der Tempel der Erkenntniß entschleiert, und frohe Uiberzeugung belehrt mich

durch tägliche Erfahrung, wie viel mir sonst gefehlt hatte, und wie glücklich ich nun bin.

Ich besitze einen liebevollen Mann, der meine Schwächen duldet und meine Tugenden schätzt, einen Mann, den ich jahrelang mit undankbarer Kälte von meinem Herzen entfernt hielt, und der nie, selbst bei meinen Fehltritten nicht, unterließ, mein Freund, mein Wohlthäter zu seyn, der mich dann mit reiner Herzlichkeit in seine Arme schloß, als ich selbst mich nicht mehr seiner Liebe würdig hielt.

Ich liebte ihn, denn ich kannte sein edles Herz, allein Stolz und Eitelkeit verleiteten mich, ihn zurückzusetzen.

Wie soll ich euch all seine Tugenden schildern! Das Geräusche der Residenz raubt mir am Tage jede Gelegenheit, meine Bekenntnisse niederzuschreiben. Auch soll es mein Mann nicht erfahren, welch ein Opfer ich seiner Liebe bringen will. Edle Bescheidenheit würde ihn zur Widersetzlichkeit bestimmen. Euch also, Stunden der Ruhe, will ich unbemerkt diesem süßen Geschäfte weihen. Dort sitzt der Edle am Ruhelager seines Fürsten, besorgt für die Gesundheit des Erlauchten, der dem treuen Lieblinge mit unbeschränktem Zutrauen die freundschaftliche Hand drückt, und im offenen Gesprä-

che die Hälfte der schweren Regierungslast auf seine Schulter legt, überzeugt, daß er sie muthvoll tragen werde.

Dort sitzt er, mit besorgter Miene, der ernste, redliche Staatsmann. Die gefälligen Blicke des Regenten lächeln seinen edlen Rathschlägen Beifall zu, und er fliegt — ein liebreicher Gatte, in meine Arme.

Nein, ich will diese schöne Zeit nicht unbenützt vorüberstreichen lassen. Die feierliche Stille der Nacht öfnet mein Herz einer erkenntlichen Freimüthigkeit. Ich will nicht schlafen. Welch ein kleines Opfer, der Liebe meines edlen Geschlechts nächtlich eine Stunde der Ruhe zu weihen! Berge grüner Seidenschleier den goldenen Glanz des Mondes meinem Auge, leite du Liebe und Dankbarkeit meine Feder, damit ich mit ungeschminckten Bildern die Gallerie meiner Bekenntnisse ausmahle, und verlösche die Flamme des nächtlichen Lämpchens, wenn Eigenliebe einen falschen, unreinen Farbenzug in mein Gemählde mischen wollte. Horch, leise und vorsichtig schleichen schüchterne Fußtritte durch das Vorzimmer. Sollte es mein Hellmann seyn? Die eilfte Stunde schlug doch noch nicht. —

Er war es. Schon entkleidet, im Nachtgewande, öfnete er die Thüre, und blickte herein. Ich huschte schnell mit dem Blatte in meine Tasche. Mit edler Bescheidenheit nahte er sich meinem Pulte, und ergrief meine Hand. Ich blickte schüchtern und verlegen in sein Gesicht. Kein einziger Zug des Unwillens entstellte es. Er drückte sanft meine Hand, und sagte zugleich liebreich und verweisend: Du willst Geheimnisse vor mir haben Julchen? — Ich ward roth, denn sein Verdacht that mir weh; Lieber Friedrich — stammelte ich.

„Darf ich es nicht lesen, was du so eben geschrieben hast?"

Ja, sagte ich stotternd. Ich zog ihn an mich, und bat, er möchte dies nicht fordern.

Also doch ein Geheimniß? sagt er. Ich ward über mich selbst unwillig Nicht gern hätte ich mich verrathen, und doch würde ich ihn gern dem Verdachte entzogen haben. Unschlüßig knitterte ich das Blatt zusammen, und zog es langsam hervor. Mein Blick begegnete dabei bittend dem seinigen.

Er verstand diesen Blick. Du theilst mir sehr ungern dieses Geheimniß mit, nicht wahr Julchen? fragte er.

Ich nickte mit dem Kopfe.

Und die Ursache?

Du verderbst mir meine Freude.

Ich hatte das Blatt schüchtern auf den Tisch gelegt. Er schob es zurück. Nein, sagte er voll Gefühl, nein Julchen, das will ich nicht. Du weißt, daß ich alles aufbiethen würde, dein Vergnügen zu befördern, um so mehr eine kleine Resignazion. Ich mag dein Blatt nicht lesen.

Du könntest einen Argwohn schöpfen.

Besser ein Argwohn, als Uiberzeugung. Ein Geheimniß ist es doch.

Ja, aber ein schuldloses.

Dafür bürgt mir dein Herz.

Nein, sagte ich etwas hastig, denn ich hatte schon Muth bekommen — im Grunde war es mir aber doch lieb, daß er das Blatt nicht lesen wollte; nein, du mußt es lesen Friedrich, damit du dich überzeugst. Du könntest auf Vermuthungen gerathen, die —

Mich sehr schwach zeigen müßten, und das bin ich doch nicht, davon hast du, glaube ich, hinlängliche Beweise. Die Entdeckung deines Geheimnißes, falls es böse wäre, würde dein Herz nicht bessern, und mich nicht beruhigen. Willst du mich hintergehen, so wirst

du tausend Mittel finden, zu deinem Zwecke zu gelangen. Ich mag nichts wissen.

Aber es könnte —

Vielleicht ein Liebesbrief seyn?

O! noch mehr als dieß!

Und du bist noch nicht zu Ende? Schreib Julchen, ich werde dich nicht stöhren.

O, ich werde heute nicht fertig werden.

So? du machst mich in der That neugierig.

O mein Friedrich! du bist so gut, so voll Vertrauen in mich. Laß mir vor der Hand dieses Geheimniß. Ich habe mir vorgenommen, täglich die Nachtstunde bis eilf einem für mich süßen Geschäfte zu weihen. Es ist nichts böses, laß mir dieses Vergnügen, du sollst es einst gewieß erfahren.

Ich hieng schmelzend an seinem Halse. Der gute Mann küßte mich, und nannte mich eine liebe Schwärmerinn.

Aber, bat ich besorgt, du mußt nichts böses argwöhnen? — Könnt ich dieß, entgegnete er, da du so bereitwillig warst, mir dein Geheimniß preis zu geben! — Ich müßte dir eine schwarze Seele zumuthen, um den Gedanken fassen zu können, daß du im Stande wärest,

in meiner Gegenwart mich zu hintergehen, und mein Vertrauen so sehr zu mißbrauchen. Gönne mir die Freude, dir dadurch einen neuen Beweis meiner unbegränzten Liebe zu geben. Es ist noch viel Zeit bis zur eilften Stunde übrig, benütze sie, ich werde dich nicht stören. Der Fürst ist nun etwas unpäßlich; ich werde folglich Gelegenheit haben, früher der Residenz entkommen zu können. Laß dich von meiner Gegenwart nicht irre machen. Gehe Julchen, gehe, und schreibe, ich werde spielen.

Er drückte mich auf den Sessel nieder, und setzte sich zu dem Pianoforte. Ich ergrief mechanisch die Feder, konnte aber nicht schreiben. Mein Herz war voll. Ich sah dem edlen Manne nach.

So viel Entsagung, so viel Großmuth, Vertrauen und Liebe kann keine mögliche Darstellung treu schildern.

Ich dachte nach, was ich schreiben wollte; aber die Bilder, die die lebhafteste Einbildungskraft meinen Blicken vorstellte, wurden durch hellglänzende Thränen einer reinen, sanften und doch so heftigen Rührung umnebelt. Ich kann es nicht ausdrücken, was für ein Gefühl in mir glühte. Mir war zugleich wohl und weh. Ich hätte aufspringen, und dem herzensguten

Manne neuerdings um den Hals fallen mögen, und doch hielt eine gewisse Schüchternheit meine ganze Kraft gefesselt. Schreiben konnte ich nicht, er spielte so sanft, so schwärmerisch, und rührend. Ich stand auf, und schliech mich leise hinter ihn. Ein Seufzer verrieth mich.

Ich störe dich wirklich! sagte er, indem er sich erhob, und mich küßte. Er gab mir eine gute Nacht, dann entfernte er sich in das Nebenzimmer. — Heute beim Erwachen war er eben der Zärtliche, der Gefällige, wie sonst. Er erwähnte meines Geheimnisses mit keiner Silbe. Der Tag vergieng unter Besuchen.

Ich sitze nun wieder bei meinem Pulte, um mein großes Bekenntniß zu beginnen. Der Fürst hatte meinen Mann zeitlich wieder entlassen; er spielt am Pianoforte, indeß ich voll Empfindung an meiner Feder käue. Die Gegenwart Hellmanns macht mich schüchtern. Doch nein, ich will meiner Empfindung Troß bieten! Sein Anblick wird mich der Aufrichtigkeit treu erhalten. Für heute schlüsse ich. Ich habe diese Perioden vorangeschickt, um der Welt ein kleines Vorgemälde meines Mannes, und meiner glücklichen Ehe aufzustellen: Morgen zur Geschichte selbst.

Mein Vater Peter Beller war ein Mahler, dessen künstliche Arbeiten man erst itzt, wie es allgemein und immer zu geschehen pflegt, nach seinem Tode zu schätzen weiß. Bei seinem Leben hat er zwar viele Bewunderer seiner Geschicklichkeit, aber keinen großmüthigen Mäcen gezählt. Seine Einkünfte blieben daher ziemlich mäßig, obgleich nicht ärmlich.

Die Jahre meiner Kindheit halte ich für unbedeutend, um aus denselben einige Szenen herauszuheben. Ich war ein munteres, fast ausgelassenes Mädchen, das gerne hüpfte, sang, scherzte, nekte. Seit der Erreichung meines zwölften Jahres beginnen die Situazionen meines Lebenslaufes merkwürdiger zu werden.

In diesem Zeitpunkte keimte vor meinen Blicken eine neue Welt auf. Meine Begrieffe formten sich nach und nach zum Uibergange zu einer reellern Aufklärung, unmebelten aber vor der gänzlichen Erreichung des Lichtstrahls meine lebhafte Einbildungskraft mit einem zweydeutigen Blendschimmer, der mehr Dunkelheit als Erleuchtung zu seyn schien. Dieser Periode der Vernunft unterliegen wir Menschen alle, besonders wir Geschöpfe des zartern Geschlechts, da man, ich weiß nicht mit welchem Grunde, es sich angelegen seyn läßt, uns so lange als

möglich in finsterer Unwissenheit herumzuführen, und aus falscher Besorgniß uns der Gefahr, in irrigen Begriffen desto leichter auf Abwege zu gerathen, auszusetzen.

Wie gesagt: Ich begann anders zu denken, anders zu fühlen, anders zu urtheilen. Meine immer rege Imaginazion gab jedem Gegenstande ein anderes Gewand. Die geringste Kleinigkeit war vermögend auf mein empfängliches Herz den größten Eindruck zu machen. Ich faßte alles mit einer gewissen Heißbegierde auf, rang nach Licht, glaubte Strahlen desselben aufzufangen, und tappte nachgerade im Finstern fort; alles, was mich sonst nicht im mindesten angefochten hatte, erregte nun meine Aufmerksamkeit. Meine Brust war immer so voll, mein Herz so ängstig, Aug und Ohr immer auf der Lauer. Ich benützte jede Gelegenheit, Erfahrungen zu machen, denn ich fühlte mich in jeder Situazion, wo ich theils Neuling, theils noch ganz unerfahren war, tief beschämt. Ich glaubte nun auch in die Welt zu gehören, und rang nach den dazu erforderlichen Eigenschaften.

Nur zu oft sah ich mich als ein Spielzeug anderer erfahrner Menschen behandelt, und meine naive Unbefangenheit, und meine wis-

fungslose Unschuld belächelt. Sollte mich das nicht schmerzen, da der Trieb des Ehrgefühls nun stärker in meiner Brust aufzukeimen begann?

Sprecht selbst ihr Menschen; wie verkehrt ist in diesem Falle eure Sorgfalt! — Ihr entfernt das Kind von Begriffen, die seinem Herzen gefährlich werden könnten, und entlockt ihm doch für euern Scherz die Aeußerung derselben. Ihr fordert Unschuld von dem zarten Geschöpfe, und belächelt es, wenn es diese zeigt. Ihr treibt Schamröthe auf seine Wangen, und weidet euch in seiner Verlegenheit.

Der Spiegel sagte mir, daß ich schön sey. Ich wußte schon, daß dieser Vorzug mein Geschlecht auszeichne. Ich wollte kein Kind mehr seyn, und ward allemal unwillig, wenn ich als dieses behandelt wurde. Und doch war mir meine Bestimmung noch so ganz Räthsel, obgleich in meinem Herzen Ahnungen aufstiegen, die mich, weil ich nicht gerade auf den Grund kommen konnte, in heftige Unruhe versetzten.

Meine Eltern waren streng, obgleich nicht hart. Mein Vater, ein gerader schlichter Mann, untersagte alles, was meine Eitelkeit hätte reizen, oder nähren können. Meine Mutter suchte dagegen mit mir zu glänzen. Sie sagte oft,

daß ich nun bald in die Welt treten würde, und daß man mich folglich auf diesen Schritt vorbereiten müsse.

Wie viel Nahrung für meine Einbildungskraft! Ich hatte geglaubt schon in der Welt zu seyn. Nun bewieß die Behauptung meiner Mutter das Gegentheil. Ich erfuhr, daß es noch einen andern Tritt in die Welt gebeu müsse, und war wachend und träumend mit diesen Gedanken beschäftigt.

Meine klügern Freundinnen halfen mir, so viel sie konnten, aus den Zweifeln. Bald wußte ich, daß es eine Leidenschaft gebe, die Liebe heiße, was sie aber sey, bleib vor der Hand für mich ein Misterium. Ich hörte nur zu oft von meinen Freundinnen, dieser oder jener sey in sie verliebt, und kam ich in eine Gesellschaft von Jünglingen, so sagten diese mir die artigsten Schönheiten, die mich täglich aufmerksamer machten.

Die Männer machen uns selbst stolz und eitel. Frühzeitig helfen sie uns zur Kenntniß unsrer guten Eigenschaften, und dringen uns den Glauben an mehr Reize, als wir besitzen, auf. Schon in den Kinderjahren zeigen sie uns den Weg der Eigenliebe, und entflammen in uns den Trieb der Gefallsucht.

Meine väterliche Wohnung war nie von Gästen leer. Viele Jünglinge übten sich bei uns im Zeichnen, und Mahlen. Ich hüpfte um sie herum, wie ein junges Reh, scherzte mit ihnen, und neckte sie. Mein Vater hatte oft seinen Aerger mit mir, und schalt über das Wetterkind, das, wie er sagte, täglich ausgelassener wurde.

Eines Tages kam ein junger schöner Mann zu uns, um sich von meinem Vater abmahlen zu lassen. Mir gefiel der Mann außerordentlich, ohne daß ich es wußte, warum. Er mußte einige Stunden sitzen, damit mein Vater die Hauptzüge entwerfen konnte. Am andern Tag sollte er wieder kommen. Ich säumte nicht, eine meiner Freundinnen zu mir zu bestellen. Er kam. Das ist Friedrich Hellmann, sagte meine Freundinn. Er studiert noch. Wir schäkerten, und trieben allerhand Scherz. Hellmann wurde, so oft ihn mein Vater anblickte, roth. Der Vater merkte die Ursache, und schafte uns ins Nebenzimmer.

Hier erklärte mir meine Freundinn, Hellmann müsse gewieß ein Mädchen lieben, dem er sein Portrait zum Andenken und Beweise seiner Neigung verehren wolle. Ich hatte nicht gewußt, daß eine solche Handlung der Beweiß

einer Liebe seyn könne. Indessen gefiel mir dies sehr wohl, und Hellmann wurde mir dadurch interessanter.

Er kam am dritten Tage wieder. Ich verhielt mich ruhig, um ihn beobachten zu können. Ich sah ihn mit einem gewissen Wohlbehagen an.

Wollen sie geschmeichelt seyn? fragte mein Vater.

Nein! entgegnete Hellmann ganz trocken.

So — setzte mein Vater fort; ich dachte — man sieht dieß wenigstens so gern, besonders wenn das Portrait einem Frauenzimmer verehrt werden soll.

Hier ist es aber nicht der Fall.

Nicht?

Mein Vater legte vor Verwunderung den Pinsel hin, und blickte den Jüngling an. Vermuthlich für eine geliebte Schwester? fragte er.

Nein, erwiederte Hellmann; ich habe leider keine Geschwister — für einen geliebten Freund, der eine treue Kopie meines Ichs gewieß lieber sehen wird, als ein geschminktes Bild.

Ah, das ist etwas anderes.

Eben darum wollte ich sie ersuchen, mich so mit allen Attributen, wie ich bin, zu mahlen.

Ihr Freund ist wahrscheinlich willens, zu verreisen?

Er ist schon verreist.

Und sie müssen einander sehr lieb haben?

Gewieß, sehr lieb. Ich fühlte noch nie für irgend einen Menschen das, was ich für diesen fühle.

Auch für kein Mädchen?

Um so weniger, nachdem ich mein Herz vor einer übereilten Leidenschaft streng verwahre.

Mein Vater nahm eine Priese, und mahlte fort.

Mir war das Gespräch so interessant, daß ich es mir von Wort zu Wort merkte. Hellmanns Liebe für seinen Freund entlockte mir eine gewiesse Rührung. Ich fand etwas schönes, etwas nachahmungswürdiges darinn. Hellmanns Behauptung, daß er noch kein Mädchen liebe, belebte mich mit einer unschuldigen Freude, ohne daß ich mir die Ursache zu erklären wußte. Aber seine Versicherung, daß er sein Herz vor dieser übereilten Leidenschaft zu verwahren suchen werde, gab mir Stoff zum unruhigen Nachdenken.

Warum will er sein Herz vor der Liebe verwahren? dachte ich — was mag er wohl für Ursache haben. Ist er ein Feind unsers

Geschlechts, oder sieht er etwas böses darinn? — Ich wußte um so weniger, was ich glauben sollte, als ich in dieser Empfindung noch gänzlich Neuling war.

Im Zirkel meiner Freundinnen sprach ich unaufhörlich von Hellmann, und erzählte alles, was ich gehört hatte. Ihre Beurtheilung fiel verschieden, aber nichts weniger als belehrend, aus. Gewisse Ausstellungen, die sie in Rücksicht des jungen Mannes machen wollten, nahm ich höchst übel. Ich vertheidigte ihn mit Eifer, und erhielt die für mich kränkende Bemerkung zum Lohne, ich sey in den jungen Mann verliebt, dieß ergäbe sich aus meiner Theilnahme für ihn.

Wäre ich dieses auch wirklich gewesen, so würde ich dennoch nie, wenigstens so bald nicht, daran gedacht haben. Meine Freundinnen machten mich selbst aufmerksam, und legten den ersten Funken eines mir bisher fremd gewesenen Gefühls in das Herz. Ich ward über und über roth, wodurch ich den Uibrigen Stoff zum Gespötte gab. Sie lachten mich derb aus, und setzten mich dadurch nur noch in größer Verlegenheit.

Unruhig saß ich den ganzen Tag in meines Vaters Stube, drängte mich aus einem

Winkel in den andern, und stand alle Augenblicke hinter meinem Vater, um über seine Achseln das Gemählde anzuschauen. Ich hatte Hellmanns Züge schon besser inne, als der Vater selbst, und machte ihn auf so manchen Fehler aufmerksam, der die Aehnlichkeit des Portraits mit dem Original entstellte.

Bald vermißte ich den lächelnden Zug um den Mund, bald den gefälligen nächst den Wangengrübchen in dem Gemählde, bald setzte ich aus, der Blick sey nicht so offen, so herzlich, wie ihn Hellmann besäße, und der Vater legte endlich bedenklich den Pinsel weg, wandte sich gegen mich um, und sagte bedeutend: mir scheint, du hast den Fremden besser betrachtet, als ich.

Ich gerieth abermal in Verlegenheit, und half mir mit der Entschuldigung heraus: ich hätte ihn schon mehrmahl gesehen.

Dieses alles half dazu bei, mich mit meiner innern Empfindung bekannter zu machen; Ich träumte die ganze Nacht von Hellmann. Morgens stand ich weit zeitlicher als gewöhnlich auf, um mich anzukleiden. Mein Putz fiel gleichfalls eleganter aus, so, daß meine Mutter selbst ihre Verwunderung darüber äußerte. Ich ergrief meine Strickarbeit, und wartete

beklommen der Ankunft Hellmanns. Jedes Geräusche an der Thüre zog meine Blicke dahin, und entlockte mir ein ängstliches Gefühl.

Endlich kam er. Ich wandte meine Blicke seitwärts, als er eintrat. Mein Vater sagte, das Portrait würde nunmehr fertig werden. Ich hörte dies nicht gern, denn ich hätte gewunschen, Hellmann sollte vielmehr Ursache haben noch öfter zu uns zu kommen. Ich weiß nicht, warum dieser heimliche Wunsch meiner Brust entstieg. Hellmann mußte sich niedersetzen. Ich nahm meinen Posten ihm gegenüber, um ihn zu sehen, und — von ihm gesehen zu werden.

Mein Blick begegnete oft dem seinigen. Ich weiß nicht, was ich dabei empfand; es war mir, als sey es nicht recht, daß ich ihn anblickte, denn ich wandte schnell mein Auge zur Seite, und um die Schamröthe meiner Wangen mit einer entgegengesetzten Unbefangenheit zu entkräften, trillerte ich schnell ein Liedchen. Dabei aber gerieth ich in die Versuchung, alle Augenblicke meine Stellung zu verändern. Bald schob ich den Fuß vor, denn mir hatten es schon viele Jünglinge betheuert, er sey allerliebst, bald stand ich auf, und langte nach etwas in die Höhe, um meinen schlank werdenden Wuchs zu zeigen. Bald lehnte ich

mich zur Seite, den gebogenen Nacken zu produziren. Ich äußerte mehrere solche Schwachheiten, und zeigte schon als Kind, daß ich von meinem Geschlechte keine Ausnahme machen würde. Meine Absicht war nicht böse dabei, auch kam mir nicht das mindeste von Liebe in den Sinn, denn ich war noch viel zu jung, um eines solchen Gedankens fähig zu seyn. Es war vielmehr der aufkeimende Trieb dieser Empfindung jene uns Mädchen allgemein eigene Schwachheit, überall, um so mehr da, wohin wir unsre Aufmerksamkeit gerichtet halten, gefallen zu wollen.

Zürnt nicht Schwestern der Erde über mein Bekenntniß. Freymüthigkeit macht unsre Herzen zufriedner, als die listige Verstellung, mit der wir immer nur unsre glänzende Aussenseite zu zeigen uns bestreben. Die eilfte Stunde tönt, ich lege die Feder nieder, und Hellmann schlägt eben den letzten Akkord auf dem Pianoforte.

Ein gefälliger Blick, den mir der junge Mann zuwarf, machte mich etwas schüchtern. Ich sprang auf, uud hüpfte toll genug in der Stube herum. Hellmann sollte ja auch von

meiner muntern Laune überzeugt werden. Ich schäckerte, um meine Stimme hören zu lassen, dann setzte ich mich zu dem Flügel, und klimperte, so viel ich konnte. Es war freylich schlecht, aber genug, daß ich Gefühl für die Musik äußerte. Ich glaube, daß ich all dieses mehr, meine Verlegenheit zu bergen, als auf Hellmann einen Eindruck zu machen, unternahm. Geradezu es als listige Absicht anzugeben, hieße meinem Herzen schon in meiner Kindheit eine große Schuld aufbürden. Nein, es war mehr jugendliche Flatterhaftigkeit, Unruhe meines Herzens voll fremder, itzt aufkeimender Empfindungen, Jovialität, vergesellschaftet mit einer kleinen Gefallsucht, die blos den unschuldigen Wunsch zum Zwecke hatte, von dem jungen Manne, den ich meinen Freundinnen gelobt hatte, wieder gelobt zu werden.

Woher erhielten unsere Handlungen den Schwung, und unser Bestreben jene Aneiferung, wenn wir nicht alle dieser Schwachheit unterlägen! Der Gewinnst wird uns bei vielen Unternehmungen nicht so sehr zum Sporn, als das Lob; denn wir suchen für unsere Mühe nicht nur Vortheile, sondern auch Auszeichnung einzuärnten.

Das Portrait war fertig. Hellmann steckte es zufrieden ein, und zahlte die akkordirten zwei Dukaten. Nun hatte er keine Ursache mehr, wieder zu uns zu kommen. Ich ward über diesen Gedanken etwas unruhig. Hellmann ließ sich mit meinem Vater in ein Gespräch über die Mahlerkunst ein, und bekannte, er sey in derselben, vorzüglich im Zeichnen, nicht gänzlich unerfahren. Mein Vater führte ihn herum, um ihm den Vorrath seiner Arbeiten Stück für Stück zu präsentiren. Ich stellte mich nun, als gäbe ich auf sie gar nicht Acht, und klimperte fort. Endlich standen sie dicht hinter mir.

Julchen lernt auch Musik? sagte Hellmann, indem er mich sanft auf die Schulter klopfte. Ich bekam sogleich ein leises Zittern in meine Finger. Die Mutter ermahnte mich etwas zu spielen. Ich war voll Verlegenheit, denn ich fühlte mein Unvermögen. Spielen mußte ich. Das Zittern meiner Finger mehrte sich. Es liegt an einem guten Unterricht, sagte Hellmann, um sie für diese Kunst auszubilden; man hat ihnen die Anfangsgründe nicht richtig beigebracht; ein guter Fingersatz erleichtert das Spiel. So zum Beispiel begannen sie diesen Lauf mit dem vierten Finger, und blieben stecken; fangen sie mit dem dritten auf der Dis

Tasten an, und der Lauf legt sich ihnen von selbst in den Grief.

Er zeigte es mir. Während er den Lauf hinab machte, berührten seine Finger die meinigen. Ich zuckte wie von einem elektrischen Schlage zurück. Ich war so zerstreut, daß ich den leichten Lauf unmöglich treffen konnte. Ich sprang auf, und bat ihn, etwas zu spielen. Er setzte sich, und spielte einige Variazionen mit unbefangener Leichtigkeit, die mich bezauberte. O! rief ich entzückt aus; könnt ich doch auch so spielen!

Fleiß und Eifer, liebes Julchen, können ihnen bald dazu verhelfen; sagte Hellmann.

Ja, seufzte ich, ohne Unterricht lernt es sich sehr schwer.

Haben sie keinen Lehrmeister?

Du lieber Gott! sagte meine Mutter — es sind schlimme Zeiten, der Auslagen giebts zu viele, und die Herren sind so theuer —

Ja ja — fügte mein Vater hinzu; es ist freilich mein Kind, für das ich gerne etwas thun würde, wenn es in meinen Kräften stünde. Glauben sie Herr Hellmann, das Herz thut mir weh, wenn ich bedenke, daß ich bei dem Mädchen so manches vernachlässigen muß, wozu es Anlage hätte.

Woher lernte sie das, was sie spielt?

Von ihren Freundinnen. Den Flügel erbte sie von ihrem Bruder, der vor einem halben Jahre gestorben war. Wenn es so auf Kost, Quartier, und dergleichen ankäme, da wollte ich mich schon einlassen, denn wo der liebe Gott für Drey beschert, findet auch der Vierte seinen Theil — aber —

Hellmann ergrief meine Hand, und drückte sie mit Wärme. Ich fühlte den herzlichen Druck durch meinen ganzen Körper. Es befaßte mich eine bange Unruhe, die meine Wangen bald mit Blässe, bald mit Gluth überzog.

Ich wollte — sagte Hellmann etwas gezogen und schüchtern — ihnen Jemand anempfehlen, der ihre liebe Tochter nicht nur in der Musik, sondern auch in andern Wissenschaften für Kost und Wohnung unterrichten würde.

Ja, warum nicht? sagte meine Mutter. Der Vater bedachte sich ein wenig, und streckte endlich seine Hand aus. — Eingeschlagen! rief er; ich bin entschlossen; bringen sie mir den Menschen, er soll mir willkommen seyn. Wer ist er denn?

Ich selbst —

Da schwiegen wir alle. Ich zog unwillkührlich meine Hand zurück, und wurde noch

unruhiger. Der Vater blickte ihn an, um zu forschen, ob dies sein Ernst wäre. Hellmann grief nach seinem Huthe. Ich fürchte, sagte er etwas betroffen, mein Antrag wird kein Gehör finden.

Warum nicht? — fiel ihm mein Vater heftig ins Wort. Er wurde dies gewöhnlich, wenn man auf irgend eine Art seinem Herzen zu nahe kam.

Warum nicht? es liegt bloß an ihrem Willen. Ist es ihr Ernst?

Hellmann trat meinem Vater näher, drückte gefühlvoll seine Hand, und sagte: Sollte es nicht mein Ernst seyn, in die stille Wohnung redlicher herzensguter Menschen einzuziehen? — Ich kenne sie seit einigen Tagen erst, und habe mich doch schon von ihrer offenen redlichen Denkungsart überzeugt. Nehmen sie mich in ihren häuslichen Zirkel auf; bin ich auch schlimm, so werde ich mich bemühen, durch ihr Beispiel besser zu werden.

Schlimm, schlimm! brummte mein Vater, und wischte sich die Thränen aus den Augen. Nein! rief er heftig bewegt — bei allen Heiligen! du bist nicht schlimm. Herzensjunge — laß dich umarmen, laß dich küssen, du

machst ja, daß ich alter Mann weinen muß wie ein Kind.

Mein Vater fiel ihm um den Hals. Ich schluchzte laut. Meine Mutter drängte sich an den edlen Jüngling, und nannte ihn: Lieber Sohn!

Er schlang liebevoll seine Arme um Vater und Mutter. Ich schmiegte mich in ihre Mitte, um der rührenden Gruppe theilhaftig zu werden.

Seufzer.

Ich werde grau, o Himmel,
Und zähl' kaum vierzig Jahr!
So seufzte Peter Star —
Freund, lache doch des Thoren
Indem er kaumgeboren
Von dieser Farbe war.

Karl Flor.

Schillingiana

oder

Sentenzen über Liebe, Weiber und Männer aus den Schriften Gustavs Schilling.

Es wird einem bei den Weibern nie fehlen, wenn man ihnen mit Treuherzigkeit zu verstehn giebt, daß man ihnen ein fühlbares Herz, eine gute Seele zutraut; will man aber das Werk krönen, so dichte man ihnen mit Anstand Reitze an, die sie nicht haben. Man nenne ihre Augen blau, wenn sie grau sind, ihre Magerkeit, Fichtenwuchs. Gehn sie aber der Schönheit ganz verlustig, so ziehe man gegen dieselbe zu Felde, schimpfe sie den Hauch auf den Spiegel der Unschuld, das Gift der Tugend, und man wird sicher ganz gut mit ihnen auskommen.

Die Weiber sind wandelbarer als ihre Moden, nur in ihren Lieblingssünden unerschütterlich und bestimmt. Daher sollen wir die Guten desto höher schätzen, und sie auf den Händen tragen, denn tausend Annehmlichkeiten verbreiten sie in des Mannes Leben, streuen Tugenden in sein Herz, und versüssen mit einem Blicke, einem Lächeln, einen Händedruck ganze Tage voll lästiger drückender Geschäfte.

Die Hauptbedürfnisse des weiblichen Geschlechtes sind zu gefallen, zu dulden, und zu scheinen.

Niemand ist seeliger, als ein erhörter Liebhaber, selbst der Weise thut in diesem Zustande über seyn Vermögen, und wäre dieser Rausch von Dauer, so würden zwei Drittheile der Männer das Narrenhaus zieren.

Weiber verschmerzen weit leichter die Verletzung ihres wahren Interesse, als die ihrer Eitelkeit; sie gleichen trotzigen Kindern, die Härte nur noch störriger macht.

Leibesschönheit bindet nur wo Seelenschönheit fesselt.

Wer die Weiber lobt, den nennen sie einen guten, wer ihnen schmeichelt, einen ehrlichen, wer aber ihre Fehler Tugenden nennt, einen vortrefflichen Mann.

Auch der größte Menschenkenner tappt öfters einem weiblichen Herzen gegenüber im Finstern.

Die Liebe führt zu Gott, die Wollust zum Verderben.

Es ist eine Eigenheit des weiblichen Geschlechtes sich lebhafter für die Farbe, als für den Stoff zu interessiren. Schnell besticht die glänzende Aussenseite das weibliche Herz. Bei ihnen gilt die Schönheit, bei Männern die Wahrheit.

Liebe ist die vollziehende Gewalt des Schicksals, das die Zwerginn so oft zur Mutter des Riesen macht, und sich in der Entwicklung des Bedeutenden und Gigantischen aus dem Bedeutungslosen und Nichtigen, zu gefallen scheint; das so oft den unbändigen Geist des Jünglings mit einem Mädchenwimper, den Willen des Weisen mit dem Busenband einer Thörinn bindet.

Wehe jedem, der das Glück der Liebe, die Hand seines Weibes, das Heil seines Lebens, der Barmherzigkeit eines dritten danken muß.

Wehe der Familie, in die ein Schwärmer tritt, und dem Mädchen das sich an ihn hängt. Er duldet weder Gleichmuth noch Konvenienz, und die zarte Blume der Glückseeligkeit verdorrt in seiner glühenden Hand.

Ein Weib das sich beschenken läßt, läßt sich auch bethören. Verpflichtung macht sie zur Schuldnerinn, das Gefühl der Schuld dankbar, und die Dankbarkeit reißt zu Fehltritten hin.

Die Damen sind alle mehr oder minder sibillinische Bücher, jedes Blatt voll Räthsel, und in Chiffern geschrieben, die den Entzifferer wohl öfters betrüben als befriedigen.

Unter jeder Zone, vom Nordkap bis zu dem der guten Hoffnung, sind die Weiber ein Völkchen, ein Gefühl, eine Sehnsucht. Sie wollen allein gefallen, allein geliebt seyn, für Engel gehalten, und wie Dämonen unsichtbar seyn.

Der kühle Deutsche interessirt sich, wo der Italiener brennt, liebt, wo jener anbetet, ist ungehalten wo dieser rast.

Schwüre auf dem Sopha haben keine Reputation.

Zu Männern macht uns die Natur, zu Menschen die Weiber.

Die Wollust ist das Flammengrab des Geistes, sie ist das Vehmgericht der Liebe, und partheyisch. Sie macht den Rest der Laster unnütz, und führt uns schneller und betäubender abwärts, als irgend ein anderes, immer tiefer zu der Jammerhöhle der Verzweiflung, und alle Blumen des Geistes, alle Blüthen des Herzens welken unter diesem Giftbaum.

Der Mann kniet vor dem Weibe, wenn er betrügen will, das Weib vor dem Mann, wenn es sich gerächt hat.

Schnelle Liebe ist immer die bedenklichste, und bloß ein Werk der Sinnlichkeit. Die dauernde zieht früher die Seele, als das Herz an.

Güte ist die Rose der Weiblichkeit, und nur das Weibliche im Weibe zieht Männer an. Sie gewinnt und erhält den Freund, versöhnt den Hasser, nimmt der Verläumdung den Stachel, dem Neide sein Gift; sie entzückt den Bräutigam, streut Rosen auf des Gatten Pfad,

und macht selbst eine Ehe, die vielleicht heilos war, zur erträglichen.

Die Weiber hängen fest an ihren großen Tugenden, aber inniger noch an ihren kleinen Fehlern.

Liebe ist eine wilde Rose von Dornen rings-umstrickt, jeden der sie bricht verwunden sie, und die Wunden schmerzen oft noch, wenn sie selbst längst verwelkte.

Der Mann dem böse Lust auf der Stirne und im Auge wohnt, sey dem Mädchen verdächtig, aber ernstlich fürchte sie den, dessen Lippen nur immer von Tugend, Unschuld, reiner Liebe, Harmonie der Seele bewegt werden — leere Worte, verkleidete Diebe, die sich in ihr Haus schleichen sollen, sie sicherer zu binden und zu berauben.

Die Koketten der stillen Art, sind die schlimmsten.

Liebe zu einem edlen Weibe, läßt wo sie verflog am Boden des Bechers, die zärtlichste Freundschaft zurück, während die Schlacke des Feuers, welches die Tugendlose in uns entflammt, sie immerdar nur in Verachtung auflöst.

Mann wird die Frau nie ohne Antwort finden, man müßte sie nur ohne Zunge nehmen.

Das freigeistische Weib ist eine gesprungene Glocke in der Harmonika ihres Geschlechts.

Die Weiber stehen mit der Liebe zwischen den Männern und den Engeln, mit der Wollust zwischen den Männern und dem Thiere. In ihnen liegt eine Schöpfung, reich am tiefen Wundern, die höchste Eintracht bei der schreien-

dessen Dissonanz; Schlagenlist bei Taubeneinfalt, bei der Immortelle die Nessel, je nachdem der Genius ater aut albus ihr Herz beschwört.

Mütter schöner Töchter sind oft ihre gefährlichsten Feindinnen. Entweder sehen sie in dem zweiten Ich, je nachdem sie eitler oder zärtlicher sind, eine Rivalin oder einen Abgott.

Liebe ohne Zweck ist Sünde, und ein Verbrechen gegen uns selbst. Achtung ist die Seele der Ehe, Liebe die entbehrliche Zuthat.

Ein vollendetes Weib ist die lieblichste Erscheinung dieses Lebens; und das stillwirkende wahrhaft himmlische Feuer der Glorie, welche von der schönen Weiblichkeit ausströmt, erhebt oft bis zur Heiligung das Herz.

Albani.

Glück bessert Thorheit.

Unter den studirenden Jünglingen auf der spanischen Universität Alcala, befand sich vor einigen Jahren ein junger Andalusier mit Namen Pablo. Er war der Sohn eines mittelmäsig begüterten Bürgers, und hörte die Rechte daselbst, obgleich diese Wissenschaft ganz und gar nicht nach seinem Geschmacke war.

Seine Ideen schweiften nach einem andern Ziele aus, höher, als Geburt und Vermögen ihn dazu berechtigten, und sein Betragen ordnete sich völlig nach seinen Wünschen. Anstatt, wie andere Studirende mit mehreren in einem Gemache zu wohnen, und mässig zu leben, miethete er eine Wohnung, die für einen Grand zureichend gewesen wäre, hielt sich zwey Diener und lebte auf einem glänzenden Fuß.

Eine beträchtliche Anzahl Mutterpfenige sezte ihn in den Stand die angenommene Rolle

glänzend fort zu spielen, und sein Genie brachte es auch so weit, daß man ihn noch für reicher hielt, als er es schien, und mehrere Kaufleute in Alcala glaubten nichts zu wagen, wenn sie auf sein Wort ihm ansehnliche Summen borgten.

Um sein Ansehen zu befestigen, erhob er sich selbst in den Adelstand, und als Don Pablo schien seinen ehrgeizigen Absichten ein neuer Weg gebahnt zu seyn, denn er glaubte mit der Zeit könnten ihm die höchsten Bedienstungen im Staate nicht entgehen. Alle Thoren, alle Fantasten denken so, und bilden sich ein, Glück und Schicksal werden zu ihren Gunsten Wunder wirken! —

Indeß er in Kenntnissen wenig oder gar keine Fortschritte machte, so mehrten sich um so mehr seine Schulden, und Dame Fortuna machte noch immer keine Anstalten diese zu tilgen. Die Gläubiger überliefen ihn von allen Seiten, und Pablo konnte nicht genug Lügen ersinnen um diese zu beruhigen. Jeden Tag wurde seine Lage mißlicher, und es schien ihm kein anderes Mittel übrig zu bleiben, als bei Nacht und Nebel auf und davon zu gehen.

Eines Abends, als er eben auf einer Promenade begriffen war, kam ihm einer seiner

Freunde nachgeeilt, um ihm die traurige Nachricht zu hinterbringen, das seine Gläubiger, ungeduldig des langen Harrens, ihn aufsuchen ließen, um ihn als einem Betrüger im Schuldthurm setzen zu lassen.

Diese Neuigkeit, obgleich er sie voraussehen mußte, überraschte ihn sehr unangenehm, und zwang ihn dazu, auf der Stelle das Gebiet von Alcala zu verlassen. Nachdem er sich bei seinem Freunde für die mitgetheilte Nachricht bedankte, entfernte er sich von diesem, und eilte mit schnellen Schritten tiefer in das Land hinein.

Die Nacht überfiel ihn sehr bald, und da er es nicht wagte, in einer Posada einzukehren, so schlug er sein Nachtlager auf einem dichten Baume auf, der am abgelegenesten in einem kleinem Wäldchen von der Strasse entfernt stand.

Die Stille der Nacht ließ ihn die Sprache des Gewissens hören, und rügte sein Betragen auf das schärfeste. Er bereute es, den Zweck seiner Studien verfehlt zu haben, und gelobte sich selbst, ernstlicher an ein ehrliches Fortkommen zu denken.

Ein leises Rauschen störte ihn in seinen Betrachtungen. Pablo sah sich um die Ursache

um, und gewahrte einen bejahrten Mann, der gerade auf den Baum zugieng, auf welchen er saß.

Der Fremde war ein gewisser Bürger Rosino, einer der reichsten von Alcala, aber nicht einer der glücklichsten. Sein Geitz brachte ihn um jede Freude, und das Leben schwand ihm ohne allen reinen Genüßen dahin.

Er scharrte nur immer den Mamon zusammen, und verbarg ihn an zehn verschiedenen Orten. Seine zwey Söhne, die auf der hohen Schule sich zu Rechtsgelehrten bildeten, mußten sich kümmerlich durchhelfen, und meist durch ihren Fleiß die nöthigen Bedürfnisse verdienen, indeß der Vater Küsten und Kasten vollauf hatte, die er jedoch sorgfältig hie und da vergrub.

In dieser Absicht war Rosino in das Wäldchen gekommen, um einige tausend Pistolen daselbst zu vergraben. Er sah sich sorgfältig um, ob er nicht bemerkt werde, und wählte gerade den Platz unter dem Baume, auf welchen Pablo saß, um daselbst seinen Geldsack anzuvertrauen. Er stach mit einem langen Messer den Rasen ab, grub ein Loch, und legte den Geldsack in den Schooß der Mutter Erde. Hierauf scharrte er alles sorgfältig zu, und

entfernte sich, nachdem er zum Merkzeichen das Wörtlein Hier in den Baum gegraben.

Dem armen Don Pablo pochte das Herz vor Wonne, als er bei diesem Aktus die unvermuthete Möglichkeit einsah, sich seiner drückenden Schulden zu entledigen, denn sein Entschluß war nichts anders, als sich des Geldes zu bemächtigen, und durch die unvermuthete Wendung des Glücks sich alle Mühe zu geben, es zu verdienen. Er dachte, der alte Rosino hat des Geldes vollauf, er brauchte die verscharrte Summe nicht, und ich kann mir damit helfen. Sollte er oder seine Kinder in die Lage versetzt werden, dieses Mamons zu bedürfen; nun so geb ich ihm denselben zurück, nachdem ich mir damit geholfen haben werde.

Gedacht, gethan; Pablo grub den Sack wieder aus, und nach seiner Größe zu schlüssen, mochte er einige tausend Pistolen verwahren. Fröhlich und guten Muths, machte er sich damit auf den Weg nach Alcala zurück. Seine Freunde erstaunten ihn zu sehen, sie glaubten ihn längst über Berg und Thal, und gaben ihm ihre Verwunderung deshalb zu verstehen. Pablo stellte sich über ihre Meinung von ihm

beleidigt. Glauben sie, sagte er, ich würde Schulden gemacht haben, ohne sie bezahlen zu können, und so meinen Charakter beflecken; o nein, die Schuld lag nur an meinem Intendanten, welcher die Abgaben von meinen Unterthanen zu lässig eintrieb. Nun hat er mir die jährlichen Revenüen gesandt, und meine Gläubiger sollen straks befriedigt werden.

Don Pablo lebte nun rechtlich, aber nicht unmässig. Er studierte sehr fleißig, und gewann die Achtung aller seiner Bekannten, und der ganzen Stadt. In drey Jahren ließ er sich zum Doktor promovieren, und heurathete die Tochter seines Professors, mit welcher er ein ansehnliches Heurathsgut bekam. Seine Talente verschaften ihm vielen Gewinn. Er lebte lehr zufrieden.

Rosino war indeß plötzlich gestorben, ohne daß seine Söhne ihres Vaters Vermögen zu finden wußten. Don Pablo nahm sich ihrer an, er verschafte ihnen einträgliche Dienste, und gab ihnen nach Verlauf einiger Jahre den Schatz zurück, welchen er (nach seiner Aussage) sich auf eine sonderbare Art von ihrem Vater ausgeliehen, nachdem er schon selbst hinreichend eigenes

Vermögen erworben. Seine Verdienste, sein Rang warfen einen Mantel über diese nothgedrungene That. Wenn er den Vorfall seinen Freunden erzählte, setzte er immer hinzu „Glück bessert Thorheit.“

Polt.

Das Duell.

Zwei Offiziers, ein Schotte und eine Däne,
Geriethen einst in Streit;
Der Grund war dünkt mir eine Schöne,
Um die sie ach! zugleich gefreyt. —
Die Ehre fordert Blut!
Man kann nicht anders, als sich schlagen,
Wenn gleich des Menschen zeitlich Gut,
Das Leben, auf dem Spiele steht.
Hier hilft ein kühnes Wagen,
Bis einer von der Stelle geht. —
Die Streiter finden sich am Kampfplatz ein,
Und brennen vor Begierde,
Des Preises schönste Zierde,

An ihre Großthat anzureihn. —
Schon blinkten die Palasche,
In der geübten Hand,
Als schnell aus seiner Tasche,
Der Däne einen Strick entwand.
„Wir fechten um die Ehre?
„Wohl! Einer fällt durchs Schwerd.
„Wie wenn der Strik des andern wäre,
„Ist dann der Preis des Kampfes werth? —
„Gesetz und Pflicht gebeuen,
„Gehorsam dem Duellpatent,
„Den Sieger wird der Kampf gereuen,
„Drum sey ein friedlich Wort sein End."
So sprach der biedre Däne,
Zum streitbegierigen Schotten,
Und beiden ward die Schöne,
Von nun, ein Preis nur für Zelotten.

Der Geburtstag.

Eine Erzählung.

Der Wechsler Sumarkof hatte bei dem russischen Hofe für geleistete Lieferungen den grösten Theil seines Vermögens zu fordern, und reiste in der Absicht, solches in Petersburg zu heben, von Riga, wo er ansässig war, dahin ab. Seine Gläubiger, die vor kurzen auf ihre Bezahlung gedrungen hatten, verwieß er auf seine Zurückkunft, die sich bis dahin auch zu gedulden versprachen, weil es ihnen bekannt war, welche ansehnliche Summen Sumarkof bei der Regierung zu fordern hatte.

Der Wechsler kam in Petersburg wohlbehalten an, aber mit dem Geldheben ging es nicht so schnell als er geglaubt hatte, denn es gab noch manche Rechnung zu berichtigen und auseinander zu setzen, so daß vierzehn Tage verfloßen, ohne daß Sumarkof sein Geld hatte.

Eines Tages saß er auf seinem Zimmer, als der Jude Moses hineintrat, und mit einer freundlichen Miene ihm einen guten Morgen bot.

Er: Ey, bist du da Moses? Was bringst du gutes?

Der Jude. Was soll ich bringen? Wir Juden nehmen lieber, als daß wir geben.

Er. Scherz bei Seite, was willst du?

Der Jude. Einen kleinen, unbedeutenden Wechsel bei ihnen einkassiren.

Er. So! — Wie hoch beläuft sich die Summe?

Der Jude. Nur vierzig tausend Rubel. Es ist nicht mein eigenes Geld, auch viel davon geborgt, weniges dabei verdient. Und wenn auch, vom Profit muß der Mensch leben.

Er. Ganz recht lieber Moses, ich werde die Summe bezahlen, aber ich habe selbst mein Geld hier noch nicht erhalten, und ersuche dich in solange zu warten, oder noch besser, ich stelle dir auf Riga einen neuen Wechsel aus, wo ich längstens in 14 Tagen eintreffen werde. Du nimmst deinen Weg ohnehin auch dahin, und so sehen wir uns daselbst, wills Gott, bald wieder.

Der Jude. Nun, was ists mehr, leben und leben lassen, Sie sind ein rechtschaffe-

ner Herr, und um mein Geld ist mir bei ihnen niemals bange.

Er. Ich danke dir für die Gesinnungen, welche du von mir hegst; und sey versichert, du wirst dich in mir nicht geirrt haben.

Der Jude. Zu was so viele Worte. Schreiben Sie den neuen Wechsel, und in 14 Tagen bin ich damit bei ihnen.

Sumarkof schrieb, und der guthmütige Jude empfahl sich mit der seiner Nation gewöhnlichen Unterwürfigkeit. Der Wechsler blieb noch einige Tage in Petersburg, empfieng seine Forderung, theils im baaren, theils in Kassascheinen, und reiste nach seiner Vaterstadt zurück.

Frau, Kinder, Schwester, und der Buchhalter erwarteten ihn mit heisser Sehnsucht. Erstere aus Liebe, lezterer um des Uiberlaufs der Gläubiger los zu seyn, die das Comptoir zu bestürmen schienen.

Sumarkofs Geburstag nahte heran, und seine Familie freute sich, an diesen Tag ihn in ihrer Mitte zu sehen. Mann machte verschiedene Anstalten zur bevorstehenden Feierlichkeit, nur seine Gegenwart fehlte noch.

Zu ihrer größten Freude kam er am Vorabend des zu haltenden Festes an, aber alles erschrack bei seinem Anblick. Traurig und ohne

viele Worte zu wechseln riß sich der Wechsler aus den Armen seiner Familie und schloß sich in sein Zimmer ein, nur sein Buchhalter durfte bei ihm bleiben.

„Herr! sagte er zu diesem, ich bin völlig ruinirt.“

Buchhalter. Um Gotteswillen, wie ist das möglich? Haben Sie etwa ihr Geld in Petersburg nicht erhalten?

Er. O ja.

Buchhalter. Nun, was ist ihnen sonst vorgefallen, was sie so sehr betrüben könnte?

Er. Sie sollen alles erfahren. Machen sie indeß Anstalt, daß alles mein Hab und Gut verzeichnet wird. Ich will nichts haben. Meine Gläubiger sollen nichts verlieren.

Buchhalter. Immer hab ich ihr Vertrauen besessen, soll ich die Ursache ihres Kummers nicht erfahren?

Er. Nun wohl, so wissen Sie, ich habe alles das Geld, Scheine u. s. w. was ich in Petersburg empfieng, verlohren.

Buchhalter. Gerechter Himmel! wie ist das möglich?

Er. Ich hatte alles in einem Koffer; entweder hab ich ihn unterwegs verlohren, oder man hat mir denselben abgeschnitten.

Buchhalter. Und ist ihnen gar nichts übrig geblieben?

Er. Bloß einige hundert Gulden. Doch hoffe ich, daß mein Haus und liegenden Gründe hinreichen werden, meine Gläubiger zu befriedigen.

Buchhalter. Wie, wenn sie sich durch eine Krida zu retten suchten? Ihr unverdientes Unglück muß sie entschuldigen.

Er. Nein, dieses Mittels werde ich mich nicht bedienen. Lieber betteln, als ein Schurke werden.

Buchhalter. Aber —

Er. Kein aber, sie befolgen meine Befehle. Der Buchhalter entfernte sich an sein trauriges Geschäft; er liebte seinen Herrn, und es that ihm leid, diesen ruinirt zu sehen. Die Familie erfuhr das Unglück Sumarkofs, und seine edle Gattin bot sogleich ihren Schmuck an, wenn ihn dieser retten könnte. Aber Sumarkof wollte sie ihres Eigenthums nicht berauben, und nahm ihr Anerbieten nicht an, da es ihn ohnehin nicht ganz retten konnte.

Kein Geburtstag fieng so traurig, mit so üblen Aspeckten an, als Sumarkofs seiner, und es hatte den Anschein, als hätte das Schick-

sal nur einen Theil des Unglücks hingeworfen, um eine ganze Reihe daran zu knüpfen.

Der Jude Moses fand sich gegen Mittag ein. Man führte ihn zu dem Wechsler, der in Gedanken versunken auf seinem Komptoir saß, und mit wehmüthigen Blicken die vor sich liegenden Rechnungen betrachtete.

Moses. Guten Tag Euer Edeln. Nun, mich freut's, sie sind gesund nach Hause gekommen, haben ihr Geschäft glücklich vollendet? So ist es recht. Alles in der Ordnung?

Sumarkof. Ach nein Moses, ich bin sehr krank.

Moses. Nun, wo fehlts?

Sum. An der Seele.

Moses. Fatal, diese Art von Krankheit ist sehr schwer zu kuriren.

Sum. Ja wohl, die meinige ist unheilbar. — Du kommst dein Geld zu hohlen, nicht wahr?

Moses. Der Wechsel —

Sum. Ist fällig, ich werde bezahlen, aber nur heute kann ich es nicht. In drei Tagen ganz sicher.

Moses. Nichts gelegen. Ich habe unverhoft einige Schulden einkassirt, und kann noch ein halbes Jahr warten.

Sum. Nein, du kannst nicht warten. Ach! über acht Tage zahle ich nichts mehr.

Moses. Gottes Wunder! Was ist geschehen?

Sum. Ich — bin banquerot.

Moses. Unmöglich! —

Sum. Nicht anders. Mein Unglück ist gewieß wenn gleich unverschuldet. Doch sorge nicht, du sollst nichts verlieren.

Moses. Wie geht das zu? —

Sum. Ein andermal Moses sollst du alles erfahren. Jetzt bitte ich dich, laß mich allein, ich habe viel Arbeit vor mir.

Der Jude verließ die Schreibstube, und neugierig wie seine ganze Nation gieng er zu Sumarkofs Gattin, und bat sich über den schnellen Banquerot eine nähere Erklärung aus, denn er hielt den Fall fast für unmöglich, da er wußte, welche beträchtliche Summen Sumarkof in Petersburg erhalten hatte. Die edle Gattin erzählte ihres Gemahls Unfall, und der Jude ward bei jedem Worte heiterer. Sein Auge glänzte vor Freude, und seine Lippen bewegten sich zitternd vor Begierde zu sprechen. Er ließ sich das Aeussere des Koffers beschreiben, forderte mit freudigem Ungestümm zwei

Träger, und rief endlich laut: „Gott sey gedankt, dem Herrn ist geholfen.“

So schnell als möglich eilte er mit den beiden Trägern fort, und in einer Viertelstunde war er schon wieder da, begleitet von den beiden Trägern, die einen Koffer trugen. „Muth gefaßt Weibchen! rief er der Gattin des Wechslers zu, ich bringe ein Geschenk zum Geburtstag, da — ist das nicht ihres Gemahls Koffer?“ und dabei schlug er die Hände vor Freuden wie ein Kind zusammen.

Man kann sich vorstellen, wie sehr die Gemahlin Sumarkofs entzückt war, als sie wirklich diesen Koffer für denjenigen ihres Gatten erkannte. Nun gab es einen Lärm im ganzen Hause. Sumarkof wurde geruffen, und wer beschreibt sein freudiges Erstaunen, als er seinen Koffer erblickte. Vor allen machte man ihn schnell auf, und fand alle Gelder unversehrt darin. Nun giengs an ein Fragen, ein Danksagen, alles untereinander, bis sich der süsse Freudentaumel legte, und Moses Zeit gewann zu erzählen, daß er den Koffer des frühen Morgens auf der Strasse gefunden, und mit sich genommen, entschlossen ihn dem Eigenthümer, wenn er sich melden würde zu übergeben. Er hatte ihn nicht einmal eröffnet, da er, o!

seltne Denkungsart! fremdes Eigenthum für heilig hielt.

Es war nun außer Zweifel, daß ihn Sumarkof in der nehmlichen Nacht verlohren, wo am nächsten Morgen Moses die Strasse passirte. Zum Glück war er der erste Reisende, der nach Sumarkof die nehmliche Strasse befuhr, und ein guter Genius hatte ihn wenige Stunden nach des Wechslers Abreise von Petersburg nach Riga abfahren lassen, um der Retter einer edlen Familie zu werden.

Man beschenkte Moses reichlich, und belohnte ihn, nicht für die Redlichkeit seiner That, sondern für die Art, wie er sich dabei benommen, und unverkennbar sein gutes Herz, und die aufrichtige Theilnahme an dem Schicksale Sumarkofs gezeigt hatte.

Es giebt Edle in jedem Stande, bei jeder Religion, und eine gute That berechnet der Himmel für die Ewigkeit.

A**

Minoald.*)

Ich liebte dich so treu, so hehr,
Ich liebte dich allein.
Weh mir! dich reitzten Titteln mehr
Und Gold und Schmeicheleyn.

* * *

Ich gebe dir dein Herz zurück,
Vernichtet sey dein Schwur;
Ein Luftbild sey dein ganzes Glück,
Dir sterbe die Natur!

* * *

*) Die vortrefliche Musik zu diesem Gedich ist vom Herrn Doktor Held für Quitar und Klavier gesetzt, aber noch nie gestochen erschienen. Ebenso erscheint diese Romance zum erstenmal gedruckt.

Der Herausgeber.

Ach nein! kein Kummer quäle dich,
Sey glücklich immer hin!
Nur denke manchmal noch an mich
Wenn ich im Grabe bin.

* * *

So klagt der arme Minoald,
Und sinkt ach weh! o Gott!
Am Burgwall nieder matt' und kalt,
Im Busen wühlt der Tod.

* * *

Sein thränenvolles Auge bricht,
Sein Genius entflieht;
Er athmet leiser, athmet nicht, —
Die Rose ist verblüht!! —

1797. J** K**

Die gute Wahl.

Damit er einst nicht wieder werde
Woraus er ward — ein Häufchen Erde,
Erwählt sich Stax die freye Luft
Zur hoch erhabnen Leichengruft.

Karl Flos.

Freundschaft.

(beim Abschied.)

Herz um Herz! — Freund, laß uns wählen
Treu umschling uns dieses Band;
Freundschaft stütze unsre Seelen,
Reiche uns die Feenhand.

* * *

O, sie mildert unsre Leiden,
Schläfert uns in sanfte Ruh;
Lächelt uns zu bessern Freuden
Trost in Rosenträumen zu.

* * *

Nimm mein Herz, treu, unverborgen,
Theile meine reinste Lust,
Und die Hälfte deiner Sorgen
Lege kühn auf meine Brust.

* * *

Fühl ich Schwäche sie zu tragen,
Drückt mich ihre Last zu Grab;
O, so trockne meinen Klagen
Du die letzte Thräne ab! —

Störchel.

Feizi.

Eine indianische Erzählung.

Calkutta den 2. April 1801.

Lieber Störchel; ich kann mich nicht enthalten schriftlich mit dir zu sprechen, und finde eine Art von süsser Beruhigung darin, wenn ich mir denke, daß jedes Briefchen von mir dir den abwesenden Freund ins Gedächtniß zurückruft, und gleich einem Vergißmeinnicht dich an unsere Freundschaft mahnet. — Da ich gerade von Canton aus *) keine direkte Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren, fand, so sah ich mich gezwungen, wiewohl recht gerne, Bengalen zu besuchen. Dieses Land, aus welchem die Engelländer ihre ungeheuern Reichthümer ziehen, das nach den ältesten Mythen asiati-

*) man sehe S. 63

scher Nationen die Wiege der Menschheit ist, muß jedermann interessiren, und ich hoffe meine Briefe daher wirst du eben so gerne lesen, als die von Botani=Bay und China. — Nach einer glücklichen Fahrt, kamen wir an der Mindung des Ganges an, und schifften nicht ohne mancherley Beschwerlichkeiten gegen den Fluß nach Calkutta hinauf, das etwa 60 Stunden von seinem Ausflusse entfernt liegt.

Die Altstadt von Calkutta liegt in einer sumpfigten Gegend, und ist daher sehr ungesund. Die Neustadt hingegen, südwärts von der alten, liegt besser, hat nur einige Strassen, aber diese sind breit, lang, und enthalten fast lauter prächtige Häuser. Die ganze Stadt zählt ohngefähr 800000 Einwohner, wovon der kleinste Theil ans Europaern besteht. Sie ist heut zu Tage die ansehnlichste Handelsstadt in ganz Indien, und wird von dem Fort=William beschützt, das sich jedoch gegen einen Angrif von der Landseite schwerlich halten würde. Längs dem Flusse hinauf und hinunter haben die Franzosen, Holländer, Dänen, und die eingebohrnen Fürsten des Landes verschiedene kleine Besitzungen, die nur Gelegenheit geben, mit den mächtigen Engelländern in Zwist zu gerathen. — Die Engelländer in Calkutta sind meistens

sogenante Parvenus (Glücksritter) die ihr Vaterland verließen um in einem ferneren Himmelsstriche sich zu bereichern. Sie sind stolz auf ihr Erworbenes, und opfern ihrem Abgott, indem sie alle übrigen Pflichten des fühlenden Menschen außer Augen setzen, mit sklavischer Ergebenheit. Doch keine Regel ohne Ausnahme. Nächstens ein mehreres. Lebe wohl, und gedenke mein.

Calkutta den 10. April. 1801.

Ich machte eine kleine Reise ins Innere des Landes, und die Art, in Bengalen zu reisen, hat mich ungemein frappirt. Die Posten (Dack) werden hier von Menschen versehen, welche in schwarzen Trägern bestehen, von denen einige die Palankins, in welchen der Reisende sich tragen läßt, andere aber das Gepäck in großen Körben auf einem Bambu Stock, tragen. Man reist auf diese Art zimlich geschwind und bequem, obgleich diese Art zu reisen nicht die menschlichste ist. Die Eingebohrnen, so viel ich abnehmen konnte, sind sanftmüthig und wohlwollend. Der Glaube an die Seelenwanderung, die sich auf alles erstreckt was Odem und Leben hat,

wirkt auf ihre Moralität, und hat ihren Gottesdienst, ihre Gesetze sanft gemacht. In den Städten macht die Verdorbenheit, wie bei uns eine Ausnahme, da giebt es niederträchtige Mäkler, Betrüger und falsche Menschen in allen Klassen. Die Engelländer werden aus dem Grunde wohl gelitten, weil sie ihnen in der Ausübung ihrer Religion nicht hinderlich sind, und diese toleriren.

Die Einwohner von Bengalen sind leidenschaftliche Liebhaber von der Tiegerjagd. Sie werden von Jugend auf daran gewöhnt, und ihre Waffen bestehen dabei bloß in einem geschliffenen Jagdmesser und einem Schilde. Wenn sie es nur mit Einem zu thun haben, so tragen sie auch immer den Sieg davon.

Da in Bengalen des Nachts die Thüren immer offen stehen, so spannt man, um sich gegen die Anfälle der Tieger zu sichern, eine weise Leinwand davor, und man hat kein Beispiel, daß dieselben es gewagt hätten diesem schwachen Wiederstand Trotz zu bieten

Gewöhnlich hat man geglaubt, daß ein großes Feuer die Tiger entfernt halte, aber da im Jahre 1779 als General Monro Pondischery belagerte, ein Tiger über das Feuer sprang, den einzigen Sohn des Generals er-

haschte, und mit sich fortschlepte, so ist dieser Glaube nun sehr schwankend geworden.

Ich bin nicht gesonnen eine umständliche Beschreibung von Begalen zu liefern, und werde dir im nächsten Brief eine Geschichte erzählen, welche ich in dem Wanderer von Bengalen der in Calkutta wöchentlich herauskömmt, des Uibersetzens werth gefunden habe. Lebe wohl.

Calkutta den 12. April. 1801.

Die Braminen (Priester der Religion der Hindus) waren von undenklichen Zeiten her, die einzigen Bewahrer der Bücher, Kenntnisse, der bürgerlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen gewesen, und sie hielten sie so geheim, daß selbst der Anblick des Todes, mitten unter den Martern, sie ihnen nicht abnöthigen konnte. Mehrere Regenten des großmogulischen Kaiserthums hatten es versucht diese ihnen durch List oder Gewalt abzudringen, aber nie erreichten sie ihren Entzweck.

Der Kaiser Mahmud Akbar war auch einer unter den mogulischen Regenten, der die

Eigenheiten aller in seinen weitläufigen Staaten herrschenden Religionen ergründen wollte. Er war frey von dem Aberglauben, womit ihn seine mahometanische Erziehung einehmen konnte, und wollte mit eigenen Augen urtheilen. Leicht war es ihm alle Religionen kennen zu lernen, weil die meisten nichts mehr wünschen, als durch ihre Offenbarung Anhänger zu bekommen, aber bei den Hindus wollte es ihm nicht gelingen. Die Geheimnisse ihrer Religion bliben fest in ihren Herzen verschloßen, und alle Macht, alle Versprechungen konnten sie nicht dahin bringen, die Lehrsätze ihrer Religion zu entdecken.

Da Akbar durch alle bereits angewandte Mittel nicht zum Zwecke gelangt war, beschloß er sich einer List zu bedienen. Unter seinen Pagen befand sich ein Knabe mit Namen Feizi aus dem Stamme der Braminen. Dieser verieth einen fähigen Kopf, und schien Taubeneinfalt mit Schlangenlist zu paaren. Er war von einnehmender Gestalt, und fleißig in seinen Geschäften, daher sich Akbar durch ihn sehr leicht die Erreichung seines Zwecks versprach.

Der Kaiser versicherte sich Feizis Treue indem er ihn mit Liebe und Wohlthaten überhäufte, und richtete ihn zu der Rolle

ab, die er spielen sollte. Feizi versprach seinem hohen Gönner in allen Befehlen zu willfahren, und wurde heimlich als ein Waise von dem Stamme der Braminen nach Benares, dem Sitz der Religion der Hindus, gesandt, um dort in ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden.

Der Anfang dieser List versprach einen erwünschten Erfolg, nicht so der Ausgang. — O wie schwach sind die Blicke der Sterblichen in die Zukunft, wie matt! Ein Zufall, ein Ohngefähr giebt den berechnetesten Planen eine andere Richtung, und diese Art von Rechnung hat keinen mathematischen Beweis. — Im nächsten Brief ein mehreres.

Calkutta den 15. April. 1801.

Der Knabe Feizi ward von den Braminen in Benares willig empfangen, und dem Weisen Usnagor zugetheilt worden, der es über sich nahm das junge Herz zu bilden, und es in die Geheimnisse der Religion des Brama einzuweihen. Feizis Talente entsprachen in kurzen Usnagors Mühe, und der Knabe reifte zum

Jüngling, geliebt von seinem Lehrer und — Lindanen, der einzigen Tochter des Braminen.

Lindane war ein Mädchen, so schön, so reitzend, wie sie nur der Himmel in den paradisischen Gefielden am Ganges gebören lassen konnte. Ein paar große, blaue Augen, in welchen sich Gütte und Liebe wiederspiegelten, ein Gesichten, auf welchem Unschuld und Zartheit thronten, — kurz die ganze Gestalt nahm beim ersten Anblick für sie ein. Und wenn sie sprach, so bezauberte die Naivität ihrer Ausdrücke, und die reinsten Gesinnungen ihres keuschen Herzens blühten in der Gewalt ihrer süssen, lieblichen Sprache. Feizi der mit ihr erzogen wurde, widerstand so vielen Annehmlichkeiten nicht. Sein Herz unterlag den süssesten Gefühlen, und gab sich ganz der Liebe hin.

Lindane ihrer Seits liebte nicht minder den Gefährten ihres jungen Lebens, und die Glücklichen verlebten Tage der süssesten Wonne, der festesten Zufriedenheit.

Wenn der Morgen anbrach, so eilten beide gemeinschaftlich an ihre Arbeit, und ihre Nähe spornte sie zum gefälligsten Weteifer. Die Stunden der Erhohlung sahen sie Mugriblumen pflücken, und sich damit bekränzen. Der Abend fand sie in einer Laube des Pagode

Baumes, stumm, in süsser Trunkenheit ihrer Gefühle, in den keuschen Armen ihrer reinen Liebe, Lippe an Lippe gefestet. Der Bramine Usnagor sah die Liebe seines Kindes zu Feizi, und billigte sie. Der Jüngling war seinem Herzen theuer geworden, und er beschloß seine Verbindung mit Lindanen nächstens zu feyern.

Feizi hatte in den anmuthigen Taumel seiner Liebe auf die Verpflichtung vergessen, die er dem Kaiser Akbar schuldig war; seine Leidenschaft übersah die Verrätherei, zu welcher er sich anheischig gemacht hatte, und Angst und Schrecken faßten sein Herz, als seine Besinnung bis zu dieser Wahrheit drang.

„Wie" sagte er zu sich selbst, „ich sollte an dem Vater meiner Geliebten, an der ganzen Kaste meines Stammes zum Veräther werden, an welche mich Geburt und Liebe binden; ich sollte der Glücksgütter halber die Ruhe und Sicherheit der Braminen Preis geben. Nein ehe soll mir der schimpflichste Tod werden, ehe meine Zunge eine Silbe der religiosen Geheimnisse des Vedams verräth."

Mit diesem Entschluße ging Feizi zu dem Vater Lindanens, entschlossen alles zu entdecken, und si h so zu rechtfertigen. Sein Herz war zwischen

Liebe und Dankbarkeit getheilt, aber die Liebe siegte. —

Calkutta den 20. April. 1801.

Wenn ich bedenke, wie so manche wichtigen Plane die Liebe zernichtet hat, wie viel Böses sie verhindert, und im Gegentheil auch erzeugt hat, wie durch die Liebe, Brüder, Freunde, ganze Familien, und selbst Nationen bald in Zwietracht gerathen, bald versöhnt worden sind, so weiß ich nicht; ob ich diese zweideutige Leidenschaft segnen, oder verabscheuen soll. Doch das Amt eines Richters ist so schwer, daß ich lieber zweifeln, als entscheiden will. —

Feizi warf sich zu den Füssen des Braminen, er entdeckte ihm Akbars Plan, seine List, und bat in den rührendesten Ausdrücken um Vergebung seiner Mitwirkung bei dieser Verrätherei. — Usnagor, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen, ergreift den Dolch, der verborgen in seinem Gürtel stack, und will sich damit das Herz durchstossen. Feizi fällt ihm in den Arm und hält ihn von dem schrecklichen Selbstmorde ab. Er wendet die ganze Gewalt

der Sprache an, ihn zu beruhigen, und betheuert, er wäre bereit alles zu thun, um sein Betragen wieder gut zu machen.

Den Braminen übereilt ein neues Gefühl des Lebens, Thränen rollen aus seinen Augen, und er ist bereit dem Jüngling zu vergeben. —

Feizi erzählte nun seine Liebe zu Lindanen, rechtfertigte sein Betragen, und bat um seiner Tochter Hand, indem er zugleich den Schwur that, nicht nur je die heiligen Bücher zu übersetzen, sondern auch Niemanden jemals die Glaubensbekenntnisse der Braminen zu offenbaren.

Usnagor preßte ihn gerührt in seine Arme, rief seine Tochter herbei, und legte sie an das liebtrunkene Herz des geliebten Jünglings.

„Ich glaubte im ersten Augenblicke deines Bekenntnisses, sagte er, dein schändliches Vorhaben nicht überleben zu dürfen. Das marternde Gefühl, unwissend der Verräther meiner Religion geworden zu seyn, rieß mich zur Verzweiflung hin. Aber den Göttern sey es gedankt, die durch deine Liebe zu Lindanen die Ruhe meiner Kaste gesichert haben.“

Feizi ward Lindanens Gatte, und hielt seinen Schwur. — Kaiser Akbar entrüstete sich zwar bei der Nachricht, daß sein Plan fehlgeschlagen,

beruhigte sich aber bei dem Gedanken, es hätte nicht sein sollen.“ Der Fatalism der Mohametaner kam dieser Beruhigung sehr zustatten. —

Was Akbarn nicht gelang, erreichte in neuern Zeiten Herr Hastings der General Gouverneur der englischen Besitzungen in Bengalen, einer der aufgeklärtesten nach Indien gekommenen Europäer. Er bestach einige Braminen, einigen zeigte er das Lächerliche und Unschickliche ihrer geheimnißvollen Verbergung, und die Alten, welche Erfahrung und Studium über die Vorurtheile ihrer Kaste erhoben hatten, ergaben sich seinen Absichten, in der Hoffnung, eine freiere Ausübung ihrer Religion und Gesetze dadurch zu erlangen. Zwölfe von den Braminen, davon der älteste achtzig, und der jüngste nicht weniger als fünf und dreyßig Jahre zählte, brachten achtzehn samskritische Original Schriftsteller zusammen, und die Sammlung der Gedanken, die daraus gezogen wurde, ward unter ihrer Aufsicht ins Persische, und vom Herrn Halhed ins Englische übersetzt.

Morgen reise ich von Calkutta ab, und da mir jetzt das wandernde Leben gefällt, so hoffe mich noch nicht so bald zu sehen. Meine Briefe nimmt ein Schiff des Herrn von der Hoppe nach London mit, wo du sie über Hamburg erhalten wirst. So bald mir etwas merkwürdiges aufstößt, werde ich nicht ermangeln, es dir zu berichten. Lebe wohl und gedenke mein.

Polt.

Anekdoten.

Der französische Gesandte kündigte dem Großvezier an, daß sein Herr (Ludwig XIV.) Arras von den Spaniern errobert, und in Flandern mehrere Siege davon getragen habe. Er glaubte, daß der Türke ihm seine Theilnahme und Freude darüber bezeigen würde. „Was frommt es mir, antwortete er, ob das Schwein den Hund, oder der Hund das Schwein würgt,

wenn nur meines Herrn Kopf fest auf den Schultern steht?" — Eine allerliebste Apologie! —

Einst führte man in einer großen Stadt einen Selbstmörder (er hatte sich erhenkt) in dem gewöhnlichen Toden-Wagen auf den Gottesacker. Aus Versehen ließ man die Toden-Wappen, die das Motum führen: „Hodie mihi, cras tibi," auf dem Deckel des Wagens. Dieß gab Anlaß zur folgenden Uibersetzung. „Heute habe ich mich erhenkt, morgen könnt ihr euch henken."

Der berühmte Mahler Brandel (ein Böhme) portraitirte einst die Gräfin X. Er forderte für seine Arbeit 100 Thaler. Der Gräfin schien der Preis viel zu hoch; sie hatte keine Lust das Geld zu bezahlen, und gab ihm das Portrait unter dem Vorwande zurück: „Sie sey nicht getroffen." Brandel, der die wahre Ursache

der verweigerten Annahme leicht errieth, beschloß sie zur Bezahlung zu zwingen. Er übermahlte das Bild in Harlaquins Kostum mit einer Maske in der Hand, und ließ es bei einem Krämer öffentlich aufstellen. Die Gräfin erfuhr diese Profanirung, und sandte zu Brandeln um das Portrait, indem sie zugleich die 100 Thaler ihm übermachen ließ, und die Reinigung des Bildes von der Harlakinade begehrte. Der schlaue Brandel versprach ihr zu willfahren, unter der Bedingniß einer abermaligen Nachzahlung von 100 Thalern. Die Gräfin mußte nolens volens, wenn sie nicht dem Gespöte der ganzen Stadt ausgesetzt bleiben wollte, die geforderten 100 Thaler doppelt bezahlen. — Ihre Sparsamkeit war sehr übel angebracht.

Der Sohn eines reichen Juden in P** ließ sich in den Schoos der christlichen Kirche aufnehmen. Er heirathete, und fordert dann sein väterliches Erbtheil. Vermög den Gesetzen mußte der Vater es ihm gleich verabfolgen. Dazu hatte er aber eine Lust, und hoffte mit Hil-

se eines Rechtsgelehrten dem Gesetze ein Näschen zu drehen. Er gieng zum Doktor N** und bat um einen guten Rath, wienach er des Sohnes Erbtheil bei seinem Leben noch behalten könnte. Der Doktor versprach ihm den ersprießlichsten Rath zu geben, forderte aber dafür 100 Dukaten. Der Jude erschrack über dieses Begehren, und versuchte es zu mildern, aber Doktor N** bestand auf der einmal geforderten Summe, und der Jude bezahlte sie endlich. „Nun, was soll ich thun, fragte er begierig, auf die Antwort lauschend?" — Laß dich auch taufen, versetzt N** lachend. — „Mai! rief der Jude, das hab' ich selbst gewußt," und verließ brummend des Doktors Haus.

In P** wurde einst während des französischen Kriegs ein Jude zu Stockschlägen verurtheilt. „Mai! schrie er, Gewalt geht vor Recht! König Ludwig mußte seinen Kopf hergeben, ich opfre nur den Rücken auf."

Der Frühlingstag.

Chor.

Heil dem frohen Frühlingstage!
Tanz und Wechselmelodien
Lust und Freude feiern ihn!

Vier Stimmen.

Heil der schöpferischen Güte
Die uns diese Wonne schuf,
Aus der Hochvergnügten Mitte
Tön' ihr unser Freudenruf!

Chor.

Jubelt, jubelt Freudenchöre!
Laßt zu Gottes Wolkenhallen
Diesem Tag zur Ehre
Eure Lobgesänge schallen!

Eine Stimme.

Er, den Menschenherzen segnen,
Der den großen Weltball hält,
Herrscher über Fürstenkummer —
Weckte aus dem Todenschlummer
Neubelebet diese Welt.
Goldgeflammt im Purpurschimmer,
Wärmend, wie der Liebe Blick,
Allumfassend, wie das Glück,
Steigen Frühlings Sonnenflimmer
Uiber graue Wolkentrümmer.

Vier Stimmen.

Sie verjüngen Berg und Thal,
Millionen Würmchen weben
Sich an dieses Erdenleben,
Wärmen sich in ihrem Strahl.

Zwei Stimmen.

Klinge sanfte Harmonie,
Klinge frohe Lieder;
In der Wiese bunter Blüh
Duften Blümchen wieder.

Arie.

Dort fließt ein Bächlein, rein und helle
Vom Thaue angeschwellt,
Dort rauscht ein Wald im frischen Grün,
Und tausend junge Rosen blühn
Um unser Sommerzelt.
Herbei, herbei zu diesen Linden,
Kommt, laßt uns Blumenkränze winden
Und einen Strauß von Veilchen binden!
Ihr Brüder! — der erste Strauß dem Herrn der Welt,
Dem Guten, dem Großen, dem Herrscher über'm Sternenzelt! —

Chor.

Heil der schöpferischen Güte,
Die uns diese Wonne schuf! —
Aus der Hochvergnügten Mitte
Tön' ihr unser Freudenruf! —
Heil dem frohen Frühlingstage!
Tanz und Wechselmelodien
Lust und Freude feiern ihn! —

Störchel.

Anmerkung. Die auf dieses Gedicht von einem berühmten Tonkünstler meisterlich verfaßte Musik ist in der Poltischen Buchhandlung, geschrieben das Exemplar (in Quarteten — streichender Instrumente sammt Singstimmen) a — 1 fl. 30 kr. im Klavierauszug ohne Singstimmen 51 kr. mit Singstimmen a 1 fl. 15 kr. zu haben.

Der Herausgeber.

An den Schauspieler N—

Als N— sich nicht entblödete, Hofmarschall Kalb; in Kaballe und Liebe zu spielen.

Hofmarschall Kalb! — und N. N. — spielte den! —
Bei Gott, du böser Mann, heißt sich gar grob vergehn;
Siehst du vielleicht zu kurz, so laß dir Brillen leihn —
Es steht ja Marschall Kalb, und nicht bloß Kalb allein.

N. —

Scherzhaftes Lied

aus der Oper Almanzor, oder, der Schiffbruch*)
Poesie von Herrn J** K** Musik von
Herrn E. Junker.

Wenn liebevoll der Jüngling glüht,
Im süssen Rausche schwebt,
Die Schöne schalkhaft nach ihm sieht,
Ihr Busen mehr sich hebt;
Da schlägt das Herzchen im Gallopp,
Und geht nur immer hop hop hop!

* * *

*) Diese Oper ist noch nicht gedruckt erschienen, und auch nicht aufgeführt worden, weil der Musikcompositeur durch Geschäfte verhindert ward, bis jetzt sie ganz zu schlüssen. Der Text zeichnet sich sehr vortheilhaft vor andern Operndichtungen aus, auch die Musik ist schön, und es ist zu wünschen, das sie bald geendigt und aufgeführt würde.

Der Herausgeber.

Da mahlt die schnelle Fantasie
Ihm tausend Reitze vor,
Da hüllt der Liebe Simpathie
Das Herz in Rosenflor.
Nun schlägt das Herzchen im Gallopp
Und geht nur immer hop hop hop!

* * *

Ein sanfter Kuß, ein süsser Blick —
Man wird so froh, so warm;
Sie fühlen schon der Liebe Glück,
Sie sinken Arm in Arm.
Da schlägt das Herzchen im Gallopp,
Es geht nur immer hop hop hop!

* * *

Doch wenn des Zaubers Jahre fliehn
Was macht die Liebe da?
Sie guckt durch Brillen vor sich hin,
Er schleicht im Chapeau bas.
Nun schlägt das Herz nicht im Gallopp
Es geht nur immer hop — hop — hop —

* * *

Oft thut ein gutes Gläschen Wein
Was Jugend nicht mehr kann,
Es flößt dem Alten Feuer ein,
Macht ihn zum jungen Mann.
Da schlägt das Herz doch im Gallopp,
Es geht ein wenig hop, hop, hop!

Freier Sinn.

Wenn mich ein falscher Freund umschlingt,
Wie Judas mir an Busen sinkt,
Von Simpathie und Freundschaft schwätzt,
Da denk' ich mir zu guter letzt:
Hm, hm! Ey, ey!
So mancherley.

* * *

Wenn sich ein Mädchen an mich schmiegt,
Weil Reichthum ihr am Herzen liegt,
Dann denk' ich, liebst du Geld und Gut,
So brauchst du nicht mein junges Blut:
Hm, hm! Ey, ey!
So mancherley.

* * *

Wenn mir ein Mädchen Neigung lügt,
Gefühle heuchelt, mich betrügt;
Mich hängen? Ey das wäre fein,
Ich denke gutes Jüngferlein:
Hm, Hm! Ey, ey!
So mancherley.

* * *

Wenn mich ein loses Kind vexirt,
Mit ihren Launen mich geniert,
Wenn sie bei meinen Thränen lacht,
Dann denk' ich — Liebe gute Nacht! —
Hm, hm! Ey, ey!
So mancherley.

* * *

Wenn sich die stolze Dirne träumt,
Der Mann sey ihr zum Ritt gezäumt,
Sie sey der Schöpfung Königinn,
Dann denk' ich mir in meinem Sinn:
Hm, hm! Ey, ey!
So mancherley.

***

Julchens Nachtstunden.

Zweytes Buch.

Die Weiber haben alle einen doppelten Willen,
schwanken hin, schwanken her, möchten gern
jedem ihrer Schmeichler etwas seyn, mit
etwas vergelten, durch etwas in Laune er-
halten, um ihrer Eitelkeit, ihrer Gefall-
sucht Genüge zu leisten.

Schilling.

Am zweyten Tage war Friedrich Hellmann mit Sack und Pack schon in unserer Wohnung. Der Vater hatte ihm ein artiges Stübchen eingeräumt, dessen Fenster in einen Garten sahen. Ich selbst half mit Hellmanns Sachen an Ort und Stelle bringen, und war vielleicht geschäftiger dabei, als meine Mutter.

Nun schien ich eine neue Epoche meines Lebens anzutreten, und durch den Beitritt dieses edlen Jünglings in den Wirkungskreis unserer Familie, welche bisher einzig und allein meine Welt ausgemacht hatte, zu wichtigern Verhältnissen überzugehen. Meine Empfindungen, meine Denkungsart, meine Wünsche, Hoffnungen und Lieblingsideen erlitten eine schnelle aber um desto merkwürdigere Revoluzion. Ich stieg wie aus einer Dunkelheit empor, um immer mehr und mehr Glanz und Licht um mich herum zu sammeln. Mein ganzes Benehmen erlag einer gewaltigen Aenderung, und wurde in manchen Momenten überlegter, fester, wichtiger, und wirkender.

Die Ursache dieses schnellen Uiberganges liegt am Tage. Vorhin glich das Gedränge meiner Ideen und Neigungen einem Chaos, das keiner bestimmten Richtschnur nachgieng, je nachden meine kindischen Verhältnisse demselben die Wendung gaben. Jetzt erhielt meine Denk- und Fühlkraft einen Gegenstand, in welchem sie sich fixirte, und nach welchem alle meine Begriefe, Wünsche, Neigungen und Hofnungen sich modalisirten. Nicht etwa, daß in mein reines schuldloses Herz irgend ein Funke von leidenschaftlicher Empfindung gefallen wäre,

denn ich war in dieser Rücksicht noch zu viel Kind, um von ähnlichen Verhältnissen mehr als dunkle Begriffe zu haben, doch genug, das seine Gegenwart hinlänglich vermögend war, mich zur Aenderung meines Benehmens, zur Umstimmung meiner Empfindungen und Ideen zu verhalten.

Fast bei jedem Schritt, den ich machte, blickte ich auf Hellbergen zurück, und wurde roth. Bei jedem Vorhaben befaßte mich der Zweifel, ob Hellberg dasselbe auch billigen werde. Es war ein gewißer Trieb, in seinen Augen immer in einem guten Lichte zu erscheinen. Vielleicht war dieß eben der Zeitpunkt, wo sich der unserem Geschlechte so sehr angebohrne Hang zur Gefallsucht in meinem Herzen entwickelte. Doch darf ich mir dabei nicht die mindeste Arglist, keine durchdachte Absicht, kein vorsetzliches Spiel meiner Neigungen zur Schuld kommen lassen. Nein, ich empfand nichts für den jungen Mann, als Achtung, die ihm auch mein Eltern zollten. Ich empfand für keinen Menschen irgend etwas mehr, obgleich ich schon wußte, daß es eine bestimmtere Auszeichnung gebe, die man Liebe nenne.

Ich errinnere mich aber nur zu wohl, daß meines Vaters Wohnung mehrere junge Men-

schen von gleich edler Denkungsart besuchten, gegen die ich nicht jene Genauigkeit in meinem Betragen beobachtete. Ich weiß, das ich leichtsinnig, munterer, schalkischer, sogar boßhafter wurde, wenn Hellmann nicht zu Hause war, daß ich mir viel mehr Freiheiten erlaubte, und meinem Scherze im Zirkel dieser Jünglinge viel ungezwungener den Gang ließ, als in Gegenwart Friedrichs. Sollte wohl damals schon ein bestimmteres Gefühl in meiner Brust gekeimt haben? Warum war mein Bestreben, gut zu erscheinen, nicht gleich stark unter diesen Menschen, warum verzog ich mein Gesicht zum gefälligen Lächeln, wenn Hellmann in die Thüre trat, warum fiel mein Blick triumphirend auf die andern Jünglinge nieder, wenn Hellmann mit warmer Herzlichkeit mir die Hand drückte, oder mich liebes Julchen nennte. Warum zitterte ich, wenn ich mich auf sein Geheiß zum Klaviere setzen, und spielen mußte. Warum zitterte ich, wenn während dem Unterrichte seine Hand die meinige berührte, warum erröthete ich, wenn mein Finger auf eine Taste fallen sollte, die kurz zuvor der seinige berührt hatte?

Sprecht selbst ihr Menschenkenner, was war eigentlich dieses ängstliche Gefühl, das mich

in seiner Gegenwart befaßte? Ich glaube, es war zurückhaltende Schüchternheit, Ehrfurcht vor den Erhabenheit des jungen Mannes, dessen Vorzüge allgemein geschätzt wurden. Und doch gab es auch Augenblicke, wo mir dieser edle Jüngling sammt seiner Erhabenheit alltäglich, gleichgiltig wurde. Sollte ich der Ursache dieser widersprechenden Situazionen streng nachgehen, so müßte ich die ganze Schuld dem unserm Geschlechte ganz eigenen Flattersinne zusprechen.

Zürnt nicht liebe Freundinnen, daß ich unsre gemeinschaftliche Schwäche so aufrichtig aufdecke; ich spreche Wahrheit. Schon als Kinder unterliegen wir dem Wechsel unsrer Eitelkeit, unsers Wankelmuthes. Als erwachsene Mädchen setzen wir das lose Spiel unsrer Gefallsucht eifrig fort. Es ist uns nicht genug, von einem geliebt zu werden. Je größer die Zahl unsrer Anbeter ist, desto stolzer prangen wir mit unseren Vorzügen und Reitzen. Unser empfängliches Herz bleibt zwar nicht unempfindlich gegen die guten Eigenschaften eines edlen Menschen; wir schätzen sie, wir lieben ihn, aber es kommen doch Augenblicke, wo uns die Strenge der Moralität zuwider wird, wo unser Herz umgaukelt vom Nebel des Leichtsinns offener für Scherz, Munterkeit, und ungezwun-

ge Laune wird, wo unser Blick kalt den ernstvollen Biedermann vorübergeht, und auf dem lüftigen Schwärmer haften bleibt, der mit leichter Jovialität seiner Lebhaftigkeit den Zügel schiessen läßt, und mit albernen Sprüngen, mit süßer Geschwätzigkeit unsern regen Sinn zu gleichen Neigungen stimmt.

Die Natur hat uns den Hang für Lebhaftigkeit zur Mitgift gegeben, und je mehr wir diesem Nahrung geben, desto stärker ergiebt sich unser Herz dem Leichtsinn. Wie weit steht nicht in unserem Herzen der ernste, feierliche Denker hinter dem lüftigen Wirstlinge? Wir schätzen ihn in jenen Momenten, wo das Ubermaas des Vergnügens uns anekelt. Wir sehen ihn höhnisch an, wenn unser Geist im Schwunge ist. Wir behandeln ihn als den Störer unserer schuldlos scheinenden Freuden, und wenn auch seine anerkannten Vorzüge uns Ehrfurcht abdringen, so ist es nichts als ein Gefühl von Achtung, mit dem wir ihn auszeichnen, indeß wir weit herzlicher uns an den geschwätzigen Schwärmer anschlüssen, dessen aufgereimter Karakter uns mehr Gelegenheit zum Scherze, zur Munterkeit giebt.

Wir Geschöpfe des zartern Geschlechts wissen es nur zu gut, daß ernste Eigenschaften

bei unsern linckischen Benehmen, bei der Unvollkommenheit derselben, eher lächerlich als verdienstvoll werden. Wir suchen uns also auf einer andern Seite für diese Schwäche unsers Geistes zu entschädigen. Wir trachten durch unseren Glanz zu prangen; Anmuth, Liebreitz, und guter Geschmack sind die Verdienste, durch die wir uns auszeichnen wollen. Wir haben einmal eine gewisse Leichtigkeit im Benehmen, die eigentlich Unbefangenheit seyn sollte, zum Grundstein aller unsrer weiblichen Tugenden angenommen, und arten dabei unwillkührlich in Flattersinn aus.

Die Männer selbst wollen es so haben. Der größte Theil behauptet, daß eine gefällige Art im Benehmen, Gesprächichkeit, Witz, Laune und Geschicklichkeit im Tanze uns einzig und allein kleide. Die übrigen Eigenschaften rechnen sie bloß als Nebenverdienste an, die aus der Ursache den erstern nachstehen müßten, weil wir nicht immer Gelegenheit finden, sie an Tag zu legen.

Sind in diesem Falle die Männern nicht eben so sinnlich als wir? Wir schäckern, scherzen, spötteln, tanzen gern. Wir werden deßhalb gelobt, und in unserm Flattersinn um desto eifriger. Man nennt uns artig, unterhal-

tend. Wir zeichnen gegenseitig jene aus, die unserem Spiele Nahrung geben. Das gedrehte geschwätzige, lüstige Herrchen findet nun freilich vor dem ernsten, moralischen, soliden Jünglinge den Vorzug; und wenn uns auch ein warmer Händedruck, ein durchdringender Blick des Edlen, aus unserm Taumel schüttert, so bedarf es nur der ersten Gelegenheit zum sinnlichen Vergnügen, um uns wieder der Flatterhaftigkeit in die Arme zu werfen.

Wenn ich oft an Hellmanns Seite in irgend einem Winkel der Stube, oder in der Laube des Gartens, in den uns der Eintritt frei stand, saß, und er mit freundschaftlicher Wärme beflissen war, meine Begriffe zur ächten Erkenntniß zu leiten, da horchte ich mit gespannter Aufmerksamkeit zu, denn ich fühlte es, daß der edle Jüngling bloß meinen Vortheil zu befördern suche. Ich war nicht undankbar. Friedrichs Güte entflammte meine Erkenntlichkeit. Ich war empfänglich für seine Lehren, und lohnte ihm mit einem Vertrauen, das ich um keinen Preis gegen einen andern geäußert hätte. Seine schöne Seele zeigte sich bei diesem Unterrichte immer glänzender, und die Art, mit der er mir seine Vorstellungen beibrachte, erfüllte mich mit zärtlicher Achtung für seine

Güte. Nie war er meiner Eitelkeit, oder Eigenliebe zu nahe getreten. Mit schonender Genauigkeit suchte er mir nur erzählend seine Begriffe mitzutheilen, und wußte seine richtigen Einsichten blos als Meinungen so treflich auf mich zu übertragen, daß mir keine andere Wahl übrig blieb, als dieselben, so wie sie waren, für die ächtesten anzuerkennen.

Hellmann weckte meine Gefühle zur sanften Theilnahme für Tugend und Menschenliebe. Mit unverwandtem Auge sah ich oft in das seinige, wenn er mir im erzählenden Tone eines unterhaltender Gesprächs, Beispiele edler, schöner, moralischer Handlungen aufstellte. Mit vollem Herzen horchte ich ihm zu. Oft lößten sich meine gedrängten Empfindungen in einem wohlthätigen Seufzer auf, und wenn er meinen sonst offenen Blick von Thränen einer sanften Rührung getrübt sah, da faßte er meinen Hand, drückte sie, und sagte mit vielem Nachdruck: Liebes Julchen, sie sind gut, denn sie haben Gefühl.

Da senkte sich mein Blick schaamvoll zur Erde. O, es war ein Gemische von Theilnahme, Schüchternheit, Bangigkeit, und Entzücken. Es war mir oft, als müßte ich an Hellmanns Halse weinen. Nein, ich vermag es nicht aus-

zudrücken, was ich in einem solchen Augenblicke empfand. Umsonst lege ich die Feder nieder, umsonst ruffe ich jene verliebten Augenblicke durch die süßeste Errinnerung in meine Seele zurück. Meine Brust füllt sich mit eben dem wehmüthigen Gefühle, das mich damahls befaßte. Theurer Friedrich! dieß bittersüße, nein, dieß wonnenvolle Andenken verdancke ich deiner Liebe.

Beinahe ein Jahr vergieng, ohne daß ich in Hellmanns Umgange mit mir eine Aenderung wahrgenommen hatte. Er war immer der gefällige, der gütige, der edle, und zugleich der gleichgültige der anspruchslose. Unter seiner Leitung erläuterten sich meine Begrieffe, und stiegen meine Kenntnisse. Ich spielte ganz artig das Klavier, und lernte nun auf seine Aneiferung die französische Sprache. Nach und nach übergiengen meine körperlichen Eigenschaften zur Blüthe, und meine Gefühle begannen sich zu realisiren. Mein Blick reichte nun weiter, und meine Wünsche, meine eiteln Neigungen flogen diesem Blicke nach. Die naive Unbefangenheit, die mich sonst so munter, so frey machte, verwandelte sich in schamvollere Zurückhaltung,

und jenes Spiel meiner scherzhaften Laune, das ich sonst zur Beförderung meines Vergnügens betrieb, diente mir nun als ein Mittel — — zu glänzen. Frühzeitig ergab ich mich dieser Schwäche, denn ich sah, daß sie das allgemeine Steckenpferd unsers Geschlechts sey. Das Gift des Beispiels wirkt mit unbeschreiblicher Kraft, meine eigene Erfahrung überzeugt mich davon. Ich fieng an, auf mein äußerliches gutes Ansehen mehr Bedacht zu nehmen. Ich kräuselte mein Haar, ich legte Gewicht, Anmuth, Gefälligkeit und Würde in meine Miene, ich maß meine Schritte ab, musterte mit ängstlicher Sorgfalt den Schnitt meiner Kleidungen, und konnte keinen Spiegel vorübergehen, ohne hinein zu blicken. Hellmann lächelte zu diesem Spiele meiner kleinlichen Eigenliebe, verdammte es aber nicht. Vielmehr behauptete er, ein Frauenzimmer müsse es sich angelegen seyn lassen, zu gefallen, doch sollte es sich nicht so weit vergessen, ihre Vorzüge zu unedlen Absichten, zur Begünstigung eines Hochmuths zu benützen, und die errungene Neigung durch kokettischen Flattersinn zu mißbrauchen.

Diese tollerante Denkungsart Hellmanns gewann ihm mein Vertrauen. Ich scheute mich nicht, über jede Wahl, die ich in meinem Putz=

wesen vornahm, sein Urtheil einzuhohlen, und war so gefällig, oft seinem Rathe zu folgen. Ich that dieß so gern, denn ein fremdes Gefühl, dem ich damals keinen Namen zu geben wußte, hatte sich in meinem Herzen entsponnen, und erfüllte mich mit der Sehnsucht, dem edlen Friedrich zu gefallen. Izt weiß ich es, was dieß für ein Gefühl war. Ich liebte den Jüngling, ohne es zu wissen. Er war mir theuer er war der Brennpunkt, in dem sich die Flammen meiner Empfindungen konzentrirten. Ich selbst bemühte mich, die Kraft dieser Attrakzio- zu zernichten. Umstände, kleinliche Schwächen, Zweifel und Eigensinn bestimmten mich in der Folge dazu. O, der Mensch liegt oft mit seinen Wünschen und Empfindungen im Widerspruche, und die Schwäche, unser eigenes Ich so gerne zu verläugnen, ist uns allen angeboren. Wir sehen nicht auf die Folgen. Kleine Verlegenheiten verleiten uns oft, einen weit andern Schein anzunehmen, als wir ihn wünschen, und den wichtigsten Gefühlen eine andere Wendung zu geben.

Ich könnte über die manigfache Art, wie unser Herz oft der geringen Lenkkraft unbedeutender Verhältnisse unterliegt, Annalen niederschreiben, aber ich habe meinen Lesern zuviel

von meinen Begebenheiten zu erzählen, als daß ich mich in der Erläuterung meiner Empfindungen zu weit auslassen könnte. Die feine Art ihrer Wendungen wird ihnen nicht entgehen, und die Folgen werden ihnen den Wink zur Erkenntniß meiner Fehler, meiner Verirrungen geben. Ihre Geduld nicht durch gelehrte Beschreibungen zu ermüden, werde ich mich bemühen, meine Erzählung gedrängter zu fassen.

Friedrich Hellmann durfte sich nur verlauten lassen, dieses oder jenes gefalle ihm an einem Mädchen, so gieng schon mein Sinnen und Trachten dahin, seiner Neigung nachzukommen. Es brauchte nicht viel, mir gleichfalls Geschmack für das, was er lobte, abzugewinnen. Ich ließ mich von dem Jünglinge beinahe unwillkührlich leiten. Ich ahnete keine Absicht dabei, und glaubte selbst, ich thue es bloß aus Achtung gegen seine Einsicht und Offenherzigkeit. Meine Freundinnen wollten das besser verstehen, und behaupteten kühn gegen mich, ich und Friedrich nährten eine gegenseitige Neigung für einander. Mir war wunderlich zu Muthe, als ich der Sache ernster nachdachte, um so mehr, nachdem ich mehreren Bemerkungen meiner Freundinnen, mit denen sie ihre Behauptung unterstützten, Recht wieder-

fahren lassen mußte. Aber ich besaß noch zu viel jugendlichen Leichtsinn, um von dieser gemachten Erfahrung auf künftige Vortheile zu abstrahiren. Dennoch bestimmte sie mich zu dem Entschluße, meinem gwohnten Vertrauen, meiner Herzlichkeit, und Unbefangenheit im Umgange mit Hellmann einen auffallenden Zwang anzulegen.

Er merkte diesen. Ich schlüsse dieß aus der Schüchternheit, mit der er sich in der Folge gegen mich benahm. Er behandelte mich nicht als seine Schülerin, sondern mit einer Subtilität, die den Anstriech von mehr als Achtung, von Ehrfurcht gegen mein Person hatte. Dieß legte ein gewisses Gewicht in das Selbstgefühl meines Werthes. Das heißt, ich begann mich für wichtiger zu halten, als ich war, denn ich sah mich von einem Jünglinge geschätzt, dessen Vorzüge allgemein entschieden, und des größten Glückes würdig waren. Ja mein theurer Friedrich! deine übertriebene Zärtlichkeit hat viel dazu beigetragen, mich eitel, eigensinnig, stolz, anmassend und flatterhaft zu machen. Es ist nicht gut, unsern Eigenschaften Recht widerfahren zu lassen, um so weniger, denselben zu schmeicheln. Unsre Eigenliebe verleitet uns ohnehin dazu, uns mehr Werth beizulegen, al

wir besitzen. Ein Mädchen darf nur oft gelobt seyn, um auf den Weg zur Koketterie gebracht zu werden.

Ich war nicht im mindesten gesonnen, in die Behauptung meiner Freundinnen irgend einen Zweifel zu setzen, weil ich ihre Aechtheit wünschte. Welches Mädchen weiß sich nicht gern von einem Jünglinge geliebt! Mir wurde Hellmann nun doppelt theurer. Mein Blick und meine Miene erhielten in seiner Gegenwart mehr Gewicht. Ich wagte es sogar, zuweilen gleichsam aus naiver unschuldsvoller Herzlichkeit seine Hand zu drücken. Und gewieß, es war ein reines Gefühl, das mich bei diesem Beweise meiner Neigung für ihn befaßte. Ich that dieß so gerne, und mit so viel Wärme, das ich an seiner Seite oft in tiefes Nachdenken versank. O, welche Bilder durchflogen in einem solchen Augenblicke meine Phantasie, welche Ideen kreuzten sich vor meiner Seele! — Ihr Gegenstand war Hellmanns edles großmüthiges Herz. Meine Blicke entwanden sich in die Zukunft. Aengstlicher formte meine rege Einbildungskraft die Gemählde zu traurigen Situazionen. Eine theilnehmende Rührung engte meine Brust, und weckte mich durch einen lindernden Seufzer, der sich über meine zitternde Lippen drängte.

Es fiel mir schwer, zu ihm aufzusehen, denn auf meinen Wangen brannte das Roth einer unschuldsvollen Schaam. Ich fürchtete, mich bloß gegeben zu haben, und ward verlegen über eine Empfindung, die meinem jugendlichen Alter noch nicht zu geziemen schien. Warum beobachtete ich aber diese Sittlichkeit bloß bei Friedrichen; warum ließ ich sie bei andern Jünglingen so gänzlich außer Acht! — Ich suchte zu glänzen, ich sah es gern, wenn ich gefiel, ich hörte es gern, wenn man es mir sagte. Ich wand alles an, diesen Vorzug vor andern meines Gleichen zu erringen. Ich wurde unwillig, wenn man mich in angesehenen Gesellschaften, wo ich gern eine wichtigere Rolle gespielt hätte, als ein Kind behandelte. So gern wir Mädchen jung sind, so oft wir unsern Alter paar Jahre abzurechnen pflegen, so würde ich mit Freuden zwei Jahre älter gewesen seyn, um mit mehrerem Recht eine Rolle übernehmen zu können, für die ich mich itzt schon mit aller Anstrengung qualifizirte.

Hellmann hörte eines Tages bei einem seiner Freunde ein neues Grablied, das er mir zu Hause vorspielte. Die Empfindung, die er dabei ausdrückte, machte mir das Lied interessanter, als es an sich war. Ich bat ihn, es

mir aufzuschreiben. Ich wollte es lernen, weil ich dasselbe von mehreren Jünglingen, die uns oft besuchten, loben hörte. Es war meine Gewohnheit, für alles, was ich loben hörte, sogleich eine bestimmte Anhänglichkeit zu äußern.

Friedrich arbeitete mehrere Stunden an irgend etwas, das, wie ich merkte, ihn Anstrengung und Genauigkeit kostete. Ich war zu bescheiden, seinem Geschäfte nachzusehen, obgleich mich in der That eine nicht geringe Neugierde plagte. Am andern Tage überreichte er mir das versprochene Lied. Ich nahm es mit einer gewissen Bestürzung an, denn es war nicht geschrieben, war vielmehr mit dem größten Fleiße gezeichnet.

Warum denn so schön? sagte ich ängstlich, indem ich einen verschämten und zugleich dankbaren Blick zu ihm erhob.

Meinem Julchen zu Liebe! sagte er zärtlich, und drückte meine Hand. Ich pflege, setzte er fort: jede Sache entweder recht auszuführen, oder gar nicht vorzunehmen. Wenn sie mir Zeit lassen wollen, und mein Eifer für ihre Freundschaft ihnen nicht mißfällt, so werde ich bei Musse und Gelegenheit mehrere Klavierstüke auf diese Art für sie abschreiben. Eine gebundene Sammlung desselben wird sie, falls

ich einst von ihnen getrennt werden sollte, an ihren Freund errinnern.

Er sprach das Wort Freund mit einem Nachdrucke, der in mein Herz drang. Noch mehr wirkte jedoch auf mein leicht empfängliches Gefühl die Vorstellung der Trennung, deren Hellmann erwähnte. Eine Art von Wehmuth stieg in meiner Brust empor. Ich konnte ihm kaum danken, so erschüttert war ich. Mir kam es vor, als wäre der Augenblick zum Abschiede schon da. Ich sah ihn mit einem Auge an, in dem Friedrich deutlich dasjenige lesen mußte, was in meinem Innern vorgieng. Er drückte mich mit Wärme an sich, und sagte etwas verlegen: Nehmen sie diese Kleinigkeit nicht so hoch, liebes Julchen! ich arbeite so etwas gerne, es dient zugleich zu meiner Erhohlung.

Ich dachte nicht im mindesten an die schöne Arbeit. Mein Geist war mit der Idee der Trennung einzig beschäftigt. Sie werden uns doch nicht verlassen? sagte ich. Ich fühlte, daß bei diesen Worten mein Auge naß wurde, und auf meinen Wangen eine Feuergluth brannte.

Nicht gerne! entgegnete Hellmann mit Gefühl, das durch einen halblauten Seufzer kennbar wurde. Verhältnisse, fügte er hinzu, bestimmen uns oft zu Unternehmungen, die uns

nicht lieb sind. Hier dürfte kaum mein Glück blühen, und ich überzeuge mich täglich mehr durch Erfahrung und die Beispiele meiner Freunde, daß ich nach W — werde reisen müssen, um für mein künftiges Fortkommen zu sorgen.

Da werden sie unsrer bald vergessen! seufzte ich.

Nimmermehr; erwiederte Hellmann enthusiastisch. Wie könnte ich in dem freundschaftlichen Gefühle für den ehrlichen Peter Beller, für die brave Margareth, und für mein liebes Julchen lauer werden! Glauben sie Theure, daß es mir vielen Schmerz kosten wird, von dieser braven Familie getrennt leben zu müssen.

O, bleiben sie bei uns! sagte ich bittend.

Wünschen sie das? sprach Hellmann; Ich nehme dieß für einen Beweiß, daß ich ihnen nicht ganz gleichgiltig bin. Dieser Trost wird mir in der Ferne zur gewissen Beruhigung dienen. Und wenn ich einst wiederkehren, wenn ich das gute Julchen schon mannbar — erwachsen finden sollte.

Ich blickte beschämt nieder.

Vielleicht schon in den Armen eines guten, braven Mannes —

Ich wand mich bestürzt los.

„Da würde meine Freude eben so groß, als unmässig mein Schmerz seyn, wenn ich sie unglücklich finden sollte. Nein Julchen! unser Wiedersehen muß froh und glücklich seyn. Ich denke mir den ersten zitternden Schritt, mit dem ich in diese Stube treten, den ersten wonnevollen Blick, mit dem ich ihre guten Eltern, und sie Julchen suchen werde. Gott gebe es Julchen, Gott gebe mir die Wonne dieses Wiedersehens!

Gott gebe es! stammelte ich im Wehgefühle der Rührung, mit der mein Herz überfloß.

Wenn ich dann Julchen fragen würde, ob sie sich je zuweilen meiner errinnert, im Taumel ihrer Freunde auch dann und wann an mich gedacht hat — was wird, mir Julchen antworten?

Daß Julchen ihres edlen Lehrers, ihrer guten großmüthigen Freundes nie vergessen hat; sagte ich glühend, und barg mein Gesicht an seiner Brust. Er drückte mich an sich; die Zuhausekunft meines Vaters trennte uns.

Dieß war das erstemal, wo sich Hellmann mit seinen Gefühlen bestimmter geäußert, und gezeigt hatte, daß er in mir mehr als seine Schülerinn, mehr als seine Freundinn schätze.

In diesem offenherzigen, vertrauten, gefühlvollen Tone hatte er noch nie mit mir gesprochen. Nun glaubte ich, durch Friedrichs Erklärung, den ersten Schritt in die große Welt gemacht zu haben. Tausend Traumbilder umgaukelten meine Phantasie. Mannigfaltige Gefühle wechselten in meiner Brust. Es war ein Chaos von Empfindungen, das nun im heftigen Sturme sich zu einer werdenden Leidenschaft zu realisiren suchte. Mir war so wohl und zugleich so weh, daß ich bald vor Entzücken hüpfte, bald tiefdenkend irgendwo saß, und durch hellglänzende Thränen starr auf den Boden blickte.

Nie werde ich jener Nacht vergessen, die diesem denkwürdigen Tage gefolgt war. Ich träumte so süß und zugleich so bange. Hellmann stand vor meiner Seele, so glänzend, so rein, wie ein Engel. Meine Einbildungskraft begleitete ihn in die Ferne. Ich träumte ein glückliches Wiedersehen. Ich stürzte noch frey von den Fesseln einer Verbindung in seine Arme, und rief triumphirend; Sehen sie, daß ich sie nicht vergessen habe!

Die Bilder dieser Nacht waren die Vorgänger meines jetzigen Schicksals. Süsse Ahnungen, die mir nun in beglückende Wirklichkeit übergegangen sind. Von einem sanften Wohlgefühle

erweicht lege ich für heute die Feder nieder. Du —

Die du mit leichten Schwingen
Die Erde überdeckst,
Und, um ihr Trost zu bringen,
Gestorbne Freuden weckst —

holde Schöpferinn des reinsten menschlichen Vergnügens — süße Errinnerung — theile mir durch deinen Zauber in diesen Stunden der Ruhe nur einen Theil des beseligenden Gefühls jenes schönen Traums mit. Was ist die glücklichste Gegenwart gegen das Andenken entflohener Freuden!

Ich konnte den Morgen kaum erwarten. Noch kämpfte die Dämmerung mit dem anbrechenden Tage, als ich schon aus den Federn sprang, in eine leichte Enveloppe schlüpfte, eine Kerze anzündete, und mich zu dem Flügel setzte. Das theure Grablied lag vor mir auf dem Notenpulte. Mit größerm Eifer hatte ich kein Spiel begonnen. Nie verdroß mich meine Unvollkommenheit im Spiele so sehr, als an die-

sem Tage. Ich sprang unwillig auf, als mir das Lied nicht geläufig werden wollte. Hellmann ließ sich im Nebengemache auf der Flöte hören. Er bliß aber dasnemliche Grablied. Schnell saß ich wieder bei dem Flügel, und übte mich fort. Als Hellmann aus dem Nebenzimmer trat, hatte ich es schon so zimlich erlernt. Er spielte es mir einigemal vor. Ich konnte es itzt um so weniger treffen, denn meine Finger zitterten, so oft sie in die Nähe der seinigen kamen.

Er gieng endlich seinen Geschäften nach, und siehe da! in seiner Abwesenheit gelang mir das Spiel treflich. Ich sprang auf vor Freuden, denn ich hatte wieder ein Mittel an der Hand, die Aufmerksamkeit der jungen Leute, die sich bei uns im Zeichnen übten, auf mich zu ziehen. Sie kamen, und machten sich, wie gewöhnlich, ohne sich um mich viel zu kümmern, an ihre Arbeit. Mich verdroß es, daß sie mich größtentheils so gleichgiltig, und noch immer als ein Kind behandelten, denn selbst ihre Schmeicheleien waren mir zu tändelnd. Heute wollte ich einmal triumphiren.

Zu meiner größten Freude schickte sich mein Vater zum Ausgange an. Er hatte Geschäfte in der fürstlichen Bildergallerie. Nun gewann

ich freies Spiel, denn meine Mutter kochte in der Küche, und kam selten ins Zimmer.

Flugs saß ich am Flügel, und klimperte. Die jungen Herrn, die mich gern neckten, machten ihre Glossen über mein Spiel. Ich blickte höhnisch zurück. Nach einem kleinen Vorspiele begann ich mein Grablied. Ich sang mit Empfindung. Schnell hatte der Scherz ein Ende, und alles horchte aufmerksam zu. Als ich geendet hatte, und mich umsah, erblickte ich die jungen Herrn alle hinter mir. Ich sprang auf, und riß die Noten vom Pulte. Man jagte sich hinter mir, um mir das Lied zu entreißen. Ich fuhr damit schnell nach der Tasche. Man neckte mich, und nannte bald diesen bald jenen, von dem ich das Lied erhalten haben sollte. Ich schilderte denselben als einen schönen, hoffnungsvollen, blühenden, und geschickten Jüngling, und äußerte das größte Vergnügen über den Besitz des Grabliedes. Sie erklärten höhnisch das Geschenk desselben als einen Beweiß seiner Liebe, und ich betheuerte, daß es mir eben darum werth und theuer sey. Ich zog das Lied wieder hervor, und drückte es mit kindlichem Leichtsinne an mein Herz. Dann küßte ich dasselbe, und ich glaube, wirklich mit vieler Empfindung.

Man lachte über mich, und über das Spiel meiner Eigenliebe. Um mich noch mehr zu reizen, widerlegte man den Werth des Liedes. Dadurch wurde meine Eitelkeit beleidigt. Ich setzte mich schnell zu dem Flügel, und spielte es noch einmal mit nachdrucksvoller Empfindung durch. Einer von den Jünglingen, der auch musikalisch war, spielte es selbst, und gab dem Liede seinen Beifall. Nun befand sich dasselbe in ihren Händen. Sie musterten es vom Anfange bis zum Ende. Unmöglich konnten sie ihr Lob der schönen Schrift und dem angewandten Fleiße entziehen. Sie nannten es eine höchst mühsame Arbeit, und ich triumphirte, dieser Anstrengung werth gefunden worden zu seyn.

Sie erriethen richtig Friedrichen als den Schreiber dieses musikalischen Aufsatzes, und ich besaß die Eitelkeit, denselben nicht zu verläugnen, obgleich dabei eine gewisse Verlegenheit meine Wangen blutroth färbte.

Dieß ist der Zeitpunkt, in dem sich meine und Hellmanns Neigung gegenseitig zu modalisiren schien, und wo ich meine kindliche Unbefangenheit nach und nach abzulegen, zugleich die große Karriere meines Geschlechts als ein nun aufblühendes Mädchen anzutreten begann.

Die wenige Erfahrung, die ich besaß, lockte mich auf eben jene Abwege, die tausende meiner Mitschwestern vorangegangen sind, und welche tausende noch nachgehen werden, so lange sie ihre Wünsche nicht nach ihrem Herzen, sondern nach dem Maaßstabe ihrer Reitze abmessen.

Eben dieses war mein Fehler. Der Spiegel sagte mir, daß mein Gesicht nicht übel sey. Meine Eitelkeit fand noch mehr Reitze darinn. Die jungen Schmeichler nannten mich engelschön, eine Grazie, eine Göttin, die über Glück und Unglück zu gebieten habe. So ein Urtheil verdiente wohl eine Gegengefälligkeit, und ich gewöhnte es mir an, jene, die mir mehr dergleichen seyn sollende Schönheiten sagten, auch mehr und gefälliger auszuzeichnen. Wer es verstand, auf Kosten meiner Leichtgläubigkeit in meiner Gestalt Reitze, die ich oft nicht besaß, zu finden, der konnte für jedes schmeichelhafte Wort, für jedes Lob auf einen liebevollen Blick auf eine gefällige Miene, ja auf einen warmen Händedruck sich sichere Rechnung machen. Jeder andere wurde trotz seiner entschiedenen Vorzüge zurückgesetzt.

Verdammt mich nicht Freundinnen! denkt euerm eigenen Benehmen nach, und ihr werdet gestehen müssen, das wir alle so sind.

Freilich ist das der wahre Weg zur Ausschweifung in unsern Empfindungen, zum Flattersinn, zur Unbeständigkeit. Wir kennen ihn recht gut, und gehen ihn dennoch gerne. Um recht viele Schmeicheleien zu hören, bedienen wir uns verschiedener Künste, die mag man sie noch so fein drehen und wenden, auf jeden Fall in Koketterie ausarten.

Frühzeitig lernte ich diese Schleichwege unserer Gefallsucht. Ich verstand mein Benehmen so einzurichten, um mich in eines jedweden Neigung fest zu stellen. Diesem begegnete ich mit einem gefälligen Lächeln, jenem mit einer bedeutenden Miene. Diesen warf ich einen vielsagenden Gnadenblick zu, jenem drückte ich treuherzig die Hand. Dem sagte ich eine Schönheit, diesem nickte ich meinen Beifall zu, wenn er sprach. Einen lobte ich in seiner Kleidung, den andern in seinem Haarputze, kurz, ich wußte mir jeden zu verbinden. Das schlimmste, was ich mir selbst in meinem Benehmen vorzuwerfen habe, und welches ein gemeinschaftlicher Fehler unsers Geschlechts ist, war, daß ich in so manchem herzlichern tet a tet — (ich spielte gern die Schwärmerinn) — andere durch listige Anspielungen herabsetzte, um den, mit dem ich so eben sprach, glauben zu machen, ich habe

gloß Gefühl für seine Vorzüge. Ein böser Zug in meinem Karakter. Ich lernte ihn bald einsehen, aber es kostete mich viel Mühe, ihn aus meinem Herzen auszurotten. Es war mir schon gleichsam angewohnt, indem ich mit einem sprach, dem andern eine spöttische Miene, oder einen höhnischen Blick nachzuwerfen.

Die Männer sind eben so schwach, wie wir. Ein eingezogenes harmloses Betragen lockt sie nicht. Je flatterhafter ein Mädchen sich verhält, desto eifriger werden sie in ihrem Bestreben um dessen Neigung. Ich hatte kaum meine weibliche Laufbahn begonnen, und sah mich von allen Seiten mit männlichen Bewerbungen belagert. Dieß bestärkte mich in dem falschen Urtheile, das ich gerade die rechte Art zur Auszeichnung gewählt habe, und machte mich stolzer, anmassender, gefallsüchtiger. Ich triumphierte, wenn ich die Zahl der Schwächlinge, die mir hofirten, durch eine neue Eroberung vermehrte. Ich konnte keinen um mich leiden, der mir nicht schon gesagt hätte, ich sey schön, reizend, gut, oder dergleichen. Täglich fixirte ich einen andern, und eine neue Bekanntschaft gab auch meinen Neigungen eine andere Wendung. Mich interessirte jeder fremde Jüngling. Mochte er noch so häßlich seyn, so suchte ich

ihm das Geständniß seiner Gewogenheit für mich abzudringen. Ich wollte überall herrschen.

Ich lernte bald die Kunst, alle die Bewunderer meiner aufblühenden Reitze durch ein listiges Benehmen, mit dem ich ihre Eifersucht entflammte, fester anzuziehen. So verlegen und bestürzt ich mich auch stellte, wenn ich diesen oder jenen kälter, verdrüßlicher, und trauriger sah, so lachte ich dennoch in meinem Herzen über dessen Albernheit, und freute mich meines Sieges. Es kostete mich ja nur einen gefälligen Blick, um ihn wieder mit neuer Hofnung zu beleben.

In dieser Leidenschaft sind wahrlich die Männer unsre Sklaven.

Aechter Seelenwerth behauptet doch in jedem Verhältnisse seine Ruhe. Friedrich Hellmann gehörte unstreitig mit zu der Zahl meiner Anbeter, und dennoch war er der einzige, an den sich das lose Spiel meiner Laune nicht so kühn wagte. Es war eine gewiesse Achtung, die mich zurückhielt, und mich dazu bestimmte, im Umgange mit ihm eine Ausnahme zu machen. Das feste männliche Betragen dieses ed-

len Jünglings nahm mich mit Ehrfurcht gegen ihn ein, und der gefällige nachdrucksvolle Ton seiner Sprache drückte jedes Wort eines vorhabenden losen Scherzes in meinem Herzen zurück. Welch ein Unterschied zwischen ihm und den übrigen flatterhaften Gecken, die nur zu meinem Zeitvertreibe dienten! Mit diesen trieb ich meinen Muthwillen, jenen ehrte — liebte ich. Ganz anders empfand mein Herz, wenn ich an Hellmanns Seite spazieren gieng. Der Gedanke, du sprichst mit einem Manne von entschiedenem Seelenwerthe ließ meinen lebhaften Geist, der im Umgange mit andern Schwärmern so gern in Leichtsinn übergieng, nicht emporkommen. Ich ward feierlicher, nachdenkender, ernster. Ein Wort von ihm, ein Händedruck wirkte mehr auf mein Herz, als tausend Schmeicheleien, deren ich schon durch allzuhäufigen Genuß gewohnt war.

Ja, ich liebte ihn schon damals. Allein, wir Mädchen wissen oft selbst nicht, was wir wünschen, hoffen, verlangen, und legen uns eigenmächtig Hindernisse zur Erreichung unsers Zweckes in den Weg. Jugendlicher Leichtsinn machte mich zerstreut, unschlüßig, wankelmüthig, und mit mir selbst unzufrieden. Eine Kleinigkeit, eine auffallende Neuheit, ja oft

eine unbedeutende Bemerkung konnte das laue und heftigere meiner Empfindungen bestimmen.

Meine Freundinnen, die mir Hellmanns Liebe mißgönnten, suchten meinen Triumph durch Hellmanns Alter niederzubeugen. Friedrich, sagten sie, nahe sich schon zum Welken, und besitze ein verblühtes Gesicht, in dem auch bald der lezte Funke einer Liebenswürdigkeit verlöschen müßte. So falsch dieses an und für sich war, so reichte es dennoch hin, mich aufmerksam und ängstlicher zu machen. Freilich zählte Friedrich um zehn Jahre mehr als ich, aber ich war ein Mädchen, das kaum das vierzehnte Jahr hinter sich gelegt hatte, und Hellmann befand sich gerade in dem blühendsten Jünglingsalter. Er war keines von jenen Milchgesichtern, deren Wangen in jugendlicher Röthe glühten. Anhaltendes Studium hatte seine Farbe gebleicht, und seine Miene in ernste Züge gelegt. Er schien älter zu seyn, als er war, aber die Flamme seines durchdringenden Blickes zeigte noch hinlänglich von der Allkraft seines Geistes, und die Gefälligkeit, mit der er zuvorkommend einen jeden anlächelte, erhob das Gleichgiltige seiner Gesichtszüge zur Anmuth.

Wer sollte glauben, daß eine solche unbedeutende Bemerkung ein festgewurzeltes Ge=

fühl erschüttern könnte! und wer wird zweifeln, daß dieser Fall bei tausend andern meines Geschlechts gleichmässig statt finden würde! O, unsre Empfindungen hängen nur zu sehr von äußerlichen Umständen ab, und die Schwäche unsers Herzens unterliegt oft den kleinlichsten Eindrücken. Der Durst zu glänzen bestimmt auch den Maasstab unsrer Empfindungen. Nehmt uns diesen, und wir stehen da, bloß, gleich leblosen Puppen, ohne Aktivität, schöne Larven, die man von allen Seiten belächeln kann. Diese Eitelkeit haben ja die Männer, oft im gleichen Grade, mit uns gemein. Wir Menschen suchen immer Seitenstücke zu unserm eigenen Ich, und wählen das glänzendere um so lieber. Wir glauben dadurch der Vorzüge desselben theilhaftig zu werden, oder vielmehr durch seinen Nimbus auch einen Schimmer zu erhalten.

Das verblühte Gesicht machte mir verzweifelt viel Bedenklichkeiten. Ich betrachtete Friedrichen oft und genau, und fand die Behauptung meiner Freundinnen nicht ungegründet. Doch lag mir alles daran, sie zu widerlegen. Ich mußte zwar gestehen, Hellmann sehe nicht mehr blühend aus, aber ich bestand hartnäckig darauf, daß in seinem Gesichte denoch viel Spuren von ehmaliger Schönheit zu erkennen wären,

und daß diese abgewelkte Miene ihm vielmehr zur Ehre gereichte.

Was man ernstlich behauptet, glaubt man am Ende selbst. Ich fand in der That noch Anmuth in Hellmanns Miene, und meine Neigung für ihn erhielt sich so ziemlich. Allein es war nicht mehr jene heiße, heftige Empfindung, es war blos Neigung, die ich seinem guten Herzen zollte. Jeder kühne Lüftling erhielt vor ihm den Vorzug in meiner Anhänglichkeit.

Nichts bestimmt so geschwind zur Gegenliebe, als die Korkurrenz einer Nebenbuhlerin, las ich einmal in einem Taschenbuche, das eine Sammlung dergleichen Wahrheiten enthielt. Ich machte diese Erfahrung durch mich selbst. Hellmann wurde mit einem Mädchen bekannt, das Reitze genug besaß, um mich eifersüchtig zu machen. Die Ungezwungenheit seines Umgangs mit ihr ließ mich ihre Vertraulichkeit, und diese seinen Verlust besorgen. Ich hatte noch nie ernstlich auf seinen Besitz gedacht, ja er war mir seit einer Zeit sehr gleichgiltig geworden, und nun gerieth ich sogar in Angst über den Gedanken, ihn zu verlieren.

Wie so schnell ergiebt sich unser Herz dem Wechsel! Ich ward wirklich mißmuthig. Ich glaubte mich getäuscht zu sehen, denn meine

Eigenliebe bestärkte mich bis itzt in dem Wahne, daß ich von ihm geliebt würde. Nun ergab sich das ganz anders. Hellmann war, meinem Urtheile nach, so muthwillig, selbst in meiner Gegenwart meine scheinbare Nebenbuhlerinn mit ausnehmender Gefälligkeit auszuzeichnen. Noch mehr, ich fand, daß er sich auf gleiche Art gegen viele andere meines Geschlechts betrug. Nun erschien sein Karakter in einem ganz andern Lichte vor meiner Seele. Ich hielt ihn für einen gewöhnlichen Flattergeist, der es sogar in der Verstellungskunst auf einen weit höhern Grad, als alle die übrigen mir bekannten, brachte. Noch mehr bestättigte sich mein Urtheil, als troz meiner Kälte Hellmann immer der gefällige gegen mich, wie gegen Andere blieb.

Meinem emsigen Nachforschen gelang es, mich zu überzeugen, daß er keine Liebhaft unterhalte, und dies machte mich wieder zweifelhaft. Ich schwankte zwischen selbst geschaffenen Bedenklichkeiten, Besorgnissen, Muthmassungen, und Ansprüchen. Ich wollte ihn fixiren, um in Rücksicht seiner Neigung gegen mich ins Reine zu kommen. Ich betrug mich bald kalt, bald zutraulich; bald übersah ihn mein Blick stolz, bald sollte ihm derselbe neuen Muth zulächeln.

Allein an diesem Manne scheiterte meine Kunst. Meine Schleichwege dienten nur dazu, mich noch mehr zu verwirren. Er blieb sich immer gleich. Er drang sich mir zwar nicht auf, wenn ich gleichgiltig schien, allein ich konnte auch nicht den mindesten Unwillen in seinem Benehmen unterscheiden. Er schien meine Kälte gar nicht zu bemerken, und war immer zuvorkommend in Gefälligkeiten, die mir viele der falschen Schmeichler versagten. War ich auch zuweilen bitter gegen ihn, so lächelte er mich schuldlos an, und zog höchstens seine Hand, die eben die meinige gedrückt hatte, mit edler Resignazion zurück.

Ich konnte nicht ausnehmen, wie ich eigentlich in seinem Herzen stehe. Daß er mich schätze, war klar. Und doch äußerte er nicht die mindeste Eifersucht, nicht den geringsten Unwillen, ja ich glaube, er hätte selbst ein Verbrechen an mir verzeihbar gefunden.

O, ich war so blödsinnig, nicht einzusehen, daß dieses die Reinheit seiner Liebe zu mir mit sich brachte, daß er anspruchslos mein Wohl, mein Vergnügen, auch mit Hintansetzung des eigenen zu befördern suchte, daß er vergnügt war, wenn er mich froh sah, obgleich dieses nicht durch ihn geschah. Wer war willfähriger, ge-

fälliger, wenn ich etwas wünschte! Ich war oft so boßhaft, gegen ihn die Eigenschaften eines Andern zu loben, und hörte nie einen Tadel von ihm; lobte ich jemanden, der es nicht verdiente, so entschuldigte er sich mit seiner Nichtkenntniß desselben; lobte ich einen edlen Jüngling, so gab er meinem Urtheile Beifall, und setzte noch klärer dessen gute Eigenschaften auseinander. Er tadelte nie, selbst meine Neigungen nicht, aber er schmeichelte auch nicht, und diese Unbefangenheit vernichtete mein Bestreben, ihn bei irgend einer Blöße zu fassen.

Es war Karnevallszeit. Ich hatte mir so viel Rechnung auf die jungen Schmeichler gemacht, daß ich Friedrichen gänzlich übergieng, und sogar seinen Antrag auf den ersten Maskenball ausschlug, nachdem ich schon von einer andern weit glänzendern Seite versorget zu seyn glaubte. Aber meine Hoffnung täuschte mich. Die Verheißungen der süßen Herrchen waren nur eitle Wortgepränge, und die halbe Freudenzeit vergieng, ohne daß ich ein Vergnügen genossen hatte. Mein Hochmuth ward dadurch ziemlich gedemüthigt, und mein Unwille wurde am fühlbarsten gegen Friedrichen.

Der Gute wußte wohl, was mir fehlte. Julchen, sprach er eines Tages, wie kömmt es,

daß sie noch nicht lustig waren, indem sie sich doch vorgenommen haben, recht viel Bälle mitzumachen?

Launen! sagte ich etwas verlegen.

Und sie besitzen so wenig Vertrauen gegen mich, mir diese mitzutheilen? Launen soll man zu zerstreuen suchen. Ich selbst bin gesonnen, heute auf den Ball zu gehen.

So — so? —

Der Mensch muß Erhohlung haben. Sind sie für heute nicht versprochen?

Ich blickte ihn böse an, und wollte mich loswinden.

Sie nehmen diese Frage unrecht auf.

Ich glaube, sie spotten.

Spotten? — Ein böser Verdacht Julchen. Haben sie mich je spotten gehört?

Ich blickte ihm ins Gesicht. Ehrlichkeit leuchtete aus seinen Augen.

Sie haben mir das erstemal das Vergnügen versagt, und ich besorge ein gleiches, wenn ich sie bitten würde, mir heute Gesellschaft zu leisten.

Sie sind empfindlich.

Nein Julchen, da thuen sie mir unrecht. Ich würde es mir nicht verzeihen, von ihnen etwas übel genommen zu haben. Thun wir nicht,

als wären wir fremd gegen einander? Wozu diese zurückhaltende Schüchternheit? Kommen sie mit in den Ball.

Das böse Wetter —

Wird uns nicht hindern. Es giebt ja Wägen.

Unkösten —

Berechnen sie Freundschaft nach diesen? — Diese Bemerkung könnte mir empfindlich werden.

O, sie nehmen auch alles so genau. Nun ja, ich gehe mit ihnen, aber ich weiß nicht, ob ich Erlaubniß erhalte.

Das wird meine Sorge seyn.

Meine Eltern hatten nichts dagegen, denn Hellmann besaß ihr vollkommenes Zutrauen. Es war freilich demüthigend für mich, nun gleichsam von Hellmanns Güte Gebrauch machen zu müssen; aber die Sehnsucht nach Tanz und Auszeichnung überwand meine Bedenklichkeiten. Ich benahm mich obendrein noch so, als ließe ich Friedrichen durch mein Mitgehen eine Gnade wiederfahren, und der Edle gönnte mir diese Eitelkeit.

Natürlich war es mein Vorhaben, heute recht zu glänzen, um für die Zukunft vorzu-

bauen. Mein Anzug war elegant. Hellmann beobachtete mir zu Liebe das nemliche.

Als wir so allein sprachlos im Wagen saßen, und der volle Mond Hellmanns Gesicht beleuchtete, da sah ich, daß seine Blicke gefühlvoll auf mir ruhten. Mein Herz pochte banger, denn ich besorgte ein Erklärung, für welche diese Gelegenheit nur zu günstig war. Mannigfache Empfindungen stiegen in meiner Brust empor, und mein Hang zur Schwärmerei machte mich in dieser Situazion noch schüchtener. Ich fühlte, daß ich Vorwürfe von Seite des edlen Jünglings verdiente, und war itzt gerade so wenig gefaßt, etwas zu meiner Entschuldigung zu sagen. Ich brauchte den Kunstgrief, ihn durch einen unerwarteten Beweiß meiner Neigung zu zerstreuen, oder vielmehr in eine gewisse Verlegenheit zu versetzen. Seine Hand ruhte auf der meinigen. Ich drückte diese, und schloß mich näher an ihn.

Er umfaßte meinen Leib, und fragte sehr zärtlich: „Gieng ihnen das vom Herzen Julchen?“ —

Ich gestehe, daß nie eine Frage mit größerm Eindruck auf mich gewirkt hatte, als diese. Mir ward plötzlich so bange, so weh — Ich fühlte nun, daß ich bei Friedrichen im übeln

Lichte stehe, und blickte bestürzt in die volle Mondscheibe, indem ich mich zurückzog.

Julchen! nahm Hellmann etwas kühner wieder das Wort; ich habe es gefunden, daß sie selten ganz aufrichtig gegen mich waren. Seyn sie es itzt nur einmal, gestehen sie mir etwas, um das ich sie befragen werde.

Ich blickte ihn schamroth an. Gewiß! sagte ich, ich war es immer.

Wenn sie es waren, so seyn sie es auch itzt. Sie sind seit einer Zeit ungehalten, und wie es scheint, böse über mich. Gestehen sie mir die Ursache.

Böse? fragte ich gezogen.

Ja böse Julchen; sie ziehen sich von mir zurück, sehen mich so kalt an, und behandeln mich so fremd.

O nein Friedrich; ich war nie böse.

Aber unwillig. Gestehen sie mir es. Habe ich es verdient?

Gewiß nicht.

Möglich, daß ich sie ohne Absicht beleidigte, möglich, daß ich etwas in meinem Betragen habe, was mich in den Augen Anderer gehäßig machen könnte; und, sie wissen es Julchen, mir ist eines jeden Menschen Gewogenheit lieb und theuer.

Wer wird ihnen nicht gewogen seyn!

Auch sie?

Sie sind ein guter Mensch! — — Ich drängte mich gefühlvoll an ihn.

Mein Bestreben, es zu seyn, geht wenigstens dahin. Aber blos mit einem guten Herzen kommt man nicht immer und überall gut durch. Ich habe die Erfahrung an ihnen gemacht.

O lieber Friedrich, sie sind heute so freimüthig, sie fassen mich so strenge — so haben sie nie mit mir gesprochen.

Wirklich! es kostete mich viel Uiberwindung, diesen Muth zu sammeln. Ich habe mir vorgenommen, heute mit ihrem Herzen ins Reine zu kommen. Aufrichtig Julchen, was halten sie von mir?

Mir ward wirklich heiß. Ergriffen vom innern Wehgefühl barg ich mein Gesicht an seiner Brust. Er drückte mich mit Empfindung an sich.

O Julchen, Julchen! ich habe sie so lieb, und sie —

Ich erhob mich, und blickte ihm zärtlich ins Gesicht.

Sie verkennen mich. Längst müssen sie es gemerkt haben, wie theuer sie mir sind. Jul-

chen, es gab eine Zeit, wo sie mir nicht ungeneigt waren, aber jetzt?

Ich bin ihnen gut Friedrich.

Gut! — ich will das nicht widersprechen. Sie sind mir gut, weil sie wissen, daß ich kein böses Herz besitze. Allein, ich bin ihnen mehr als gut. Gott weiß es Julchen, wie sehr sie mich angehen. Gott weiß es, wie gekränket ich mich oft fühlte, wenn ich am kaltblütigsten schien, da sie mich so ganz vernachlässigten.

Ich schwieg; der Vorwurf traf mein Herz tief.

Hätten sie mich doch nur den zehnten Theil so lieb, als ich sie.

Gewiß Friedrich! ich habe sie lieb.

Ich will dieses ihnen glauben. Doch, warum soll ich mich selbst täuschen, da ich überzeugt bin, daß das ganz anders ist. Ich weiß, daß ich nicht jene Eigenschaften besitze, die mich in ihren Augen liebenswürdig machen dürften. Ich weiß, daß ich nicht das mindeste Recht habe, auf ihre Liebe Ansprüche machen zu können. Verhältnisse werden mich bald von ihnen trennen, und vielleicht nie wieder mit ihnen vereinigen. Wäre es also nicht Thorheit, bei dieser Lage eine Empfindung zur Leidenschaft

emporsteigen zu lassen? Nein Julchen! ich be= gienge da ein Verbrechen, sie von ihrem Glücke abzuhalten. Lieben sie, wenn sie wollen; ich werde ihre Wahl jederzeit ehren.

Das that mir weh. Diese Resignazion Hellmanns grief mir ans Herz. Meine Arme schlangen sich um seinen Hals, und zogen seine Wange zur meinigen herab. Sprechen konnte ich nicht.

Nur ihr Vertrauen, setzte Friedrich fort; ihre Freundschaft entziehen sie mir nicht. Kalt= sinn kränkt, liebes Mädchen, Vernachlässigung beleidigt tief, und ein Herz, von dem man keine Liebe fodern darf, wird uns um so theuerer in der Freundschaft. Um diese bitte ich sie. Sie wissen, wie sehr ich mir jederzeit ihr Wohl, ja selbst ihr Vergnügen angelegen seyn ließ; sie wissen, wie anspruchslos ich immer gegen sie war. Ich hinderte sie an keiner Freude, ich tadelte nichts, was ihnen gefiel, ich zeigte nicht eine Miene des Unwillens, wenn sie mit andern schäckerten, wenn ihr Betragen herzlicher gegen andere, als gegen mich war.

Sie sprechen Wahrheit; ich habe das oft bemerkt.

Haben sie dieses? Ein Zeichen, daß sie einen solchen Unwillen von mir erwarteten,

oder wohl gar wünschten. Julchen, da haben sie mich verkannt. Ich gestehe es ihnen, sie sind mir sehr theuer, aber eben darum bin ich im Stande, auf alles, was sie betrift, Verzicht machen zu können. Handeln sie nach ihrem Herzen, nur verschmähen sie nicht meine Freundschaft, nur vergessen sie in keiner Lage, daß ich entschlossen bin, für sie alles gern und willig zu thun, daß ich ihre Wünsche jederzeit ehren, und zu derselben Befriedigung das möglichste beitragen werde.

Er preßte mich an sein Herz. Ich war voll Gefühl. Mein Busen stürmte auf und ab. Ich fühlte mich in der Stimmung, ihm jetzt das Geständniß meiner heißesten Liebe abzulegen. Meine Sprache stockte. Ich konnte nichts als seinen Namen stammeln. Ach! und dieses geschah mit so viel Zärtlichkeit, daß Friedrich mich inniger umarmte, und den ersten Kuß auf meine Lippen drückte. Glühend überlief eine heiße Empfindung meinen ganzen Körper. Ich weiß nicht, wie mir damals war. Ich glaube, ich hieng zerstreut an seinen Wangen. Da fuhren wir in das Ballhaus ein, und ich trat mit leuchtenden, lachenden Blicken, aber mit beklommenem Herzen, in den Saal.

Ich wich nicht von Hellmanns Seite. Er selbst drang mir eine Maske auf, die mich zum Tnaze verlangte.

Du bist so arglos und so heiter an Hellmanns Seite, als wärest du seiner Treue so ganz versichert; sagte die Maske beim Ausruhen. Ich fühlte mich dadurch beleidigt. Kannst du ihn eines Lasters schuldig geben? fragte ich; Allerdings, erhielt ich zur Antwort; er hat ein falsches Herz. Vor kurzen stand er noch mit einer Dame in Verbindung, die er wegen dir verließ.

So — so! —

Bald wirst du in ihrer Rache den Beweiß davon erfahren. Sie stellt ihm nach.

Da muß ich ihn warnen.

Ich hielt dieses alles für übel angewandten Maskenscherz, und verschwieg es Friedrichen. Einer von unsern Hausfreunden nahm mich nun zum Tanze. Als wir geendet hatten, suchten wir vergebens Hellmannen. Er war im ganzen Saale nicht zu finden. Plötzlich erhob sich in dem Vorzimmer ein Lärm und Getöse. Alles drängte sich zusammen. Ich hörte mehrmal: Mord — Mord im Garten! ruffen. Ich stieß ein Angstgeschrei aus, denn mein Gedanke fiel auf Friedrichen. Alles eilte

hinab in den Garten. Das Gedränge riß mich mit sich fort.

Da lag Hellmann mit einem Stiche in der Brust. Häufig fließendes Blut dampfte aus seiner Wunde. Ich sank hinsterbend über ihn.

Die Wachteln.

Weißt du wohl, was der Türk in Bellgrad spricht? —
Die Wachteln schlagen — singen nicht.

Pecher.

Der gebesserte Neidhart.

Nach dem französischen.

Der Neid ist eines der grausamsten Laster; wenn man damit befallen wird, so fühlt man jeden Augenblick seinen Stachel, der unsern Schmerz vermehrt. Und, wenn wir genau die Gegenstände unserer Wünsche betrachten, so finden wir nicht selten, daß sie unserer Sehnsucht ganz unwerht waren. —

Lange war ich sein trauriges Opfer. Nie zufrieden mit meinem Schicksal mißgönnte ich andern ihr Glück, ihr Vergnügen. Wenn ich von den Reichthümern meiner Mitmenschen sprechen hörte, so blutete mein Herz, und ich verfluchte mein bitteres Geschick, mein Unglück. Die Zufriedenheit floh mich. Nur ein Zufall löschte in meinem Herzen die sauern Empfindungen aus, welche es verzehrten.

Eines Tages saß ich in der Allee eines öffentlichen Spaziergangs. Eine Menge Kut-

schen rollten im Glanze des Uiberflusses bei mir vorbei, und ihre Besitzer blickten vergnügt und heiter um sich her. Jeder neue Gegenstand war ein Dolchstiech in mein Herz. — „Was haben sie gethan? rief ich aus, indem ich von meinem Sitze aufsprang; daß das Glück sie vorzugsweise bedacht hat! Was haben sie gethan? —

Ich wollte in meinen Verwünschungen fortfahren, als sich mir ein alter Bettler näherte, dessen Stillschweigen, dessen Augen einen Unglücklichen zu verrathen schienen. — Ach! seufzte er, zwei Tage nichts zu essen! — „O der Arme! und ich wage es noch mich zu beklagen — da mein Freund! nimm er. — Der Alte zauderte zu nehmen. O Herr sagte er, ich habe ihre Klagen gehört. — Die Zartheit dieser Antwort überraschte mich. Ich sah ihn lange und durchdringend an. — Thränen traten in seine Augen. „Auch ich, stammelte er, bin ein Opfer des launigten Glücks. Vormals reich, jetzt arm.“ — Ein Seufzer verhinderte ihn weiter zu sprechen, doch bald heiterte sich wieder sein Gesicht auf, und er trocknete seine Thränen. „Nun, wie es immer sey, sagte er, ich habe als ein ehrlicher Mann gelebt, und sterbe ohne Gewissensbissen. Wenn gleich mein Bett ein hartes

Lager ist, und ich mir jedes karge Mahl mühsam erbetteln muß, so nähre ich doch keine eitlen Wünsche in meiner Brust, wie sie mein Herr. Nicht wahr, sie riefen gegen die vorbeifahrenden aus: „Was haben sie gethan, daß sie das Glück vorzugsweise bedacht hat?" O lieber Herr! fragen sie nicht so, sie müßten oft vor der Antwort zurückschaudern. Ich war reich, jetzt bin ich arm, diese waren arm, und sind jetzt reich. Nein, ich tausche nicht mit ihnen. Der Tod wird meinen Leiden bald ein Ende machen, die ihrigen sind erst im Entstehen. O beneiden sie nicht junger Mann die Reichthümer ihrer Nebenmenschen, deren Erwerb sie nicht können. Diese Menschen haben uns der zeitlichen Güter beraubt, aber unsere Tugenden uns gelassen. Bewahren sie die ihrigen, das ist alles, was ich ihnen wünsche. —

Der Alte entfernte sich, und ich sah ihm bewegt und gerührt nach. Seine Worte prägten sich tief in mein Herz ein, und wenn mich eine Aufwallung von Neid überfällt, so denke ich an den Alten, und wiederhohle mir die Worte: Sie haben uns der zeitlichen Güter beraubt, aber uns unsere Tugenden gelassen.

Polt.

Die Versöhnung.

Franz von Moorberg an Ludwig von Hartenstein.

S** in Böhmen den 20. May. 1800.

Freund meines Herzens!

Schon bei vier Wochen halte ich mich in der Gegend auf, woher mein Brief datirt ist. Du staunst, da mich kein Ort in der Welt auf meinen Reisen so lange an sich gefesselt hat. — Du fragst, welch ein Beweggrund mich hier zurückhält? — und ich sehe, wie du lächelst, als du das Wörtchen „Mädchen" liest. — „Ein Mädchen! rufst du aus. Nun beim Himmel, der Mensch reist Italien, Frankreich, und Deutschland durch, um sich in ein böhmisches Mädchen zu verlieben." Allerdings sah ich wahre Göttergestalten, wie sie die Mythen

der Römer und Grichen uns schildern, Heben und Hellenen; aber sey es, daß damals meine Gefühle fest verschlossen im Innersten meines Herzens lagen, oder daß andere Neigungen das Spiel der Liebe von mir entfernt hielten, kurz ich blieb bei so vielen Reitzen kalt, und mein Herz ungerührt.

Endlich komme ich nach Böhmen in das Städtchen S * *. Die mahlerische Gegend umher, die Leutseligkeit ihrer Bewohner bestimmen mich einige Tage da zu verweilen. Ich mache eine Exkursion in die benachbarten Dorfschaften, und gerathe in ein Thal, wo an dem Abhange des Gebirgs ein kleines Dörfchen romantisch verstekt liegt. Die üppigen Wiesen in der beschränkten Ebene, die Weinereien auf den Anhöhen, und der Fichtenwald auf den Gipfeln der Berge, alles bildet ein schönes Ganze. Zur Verschönerung der Aussicht winkt hie und da eine verfallene Burg herab, kreist ein Adler oder Geyer in den Lüften, und klingen harmonisch die Glöckchen der langsam wandernden Heerden. Der Hirt bläst mit seiner Querpfeife dazu, und die muntere Ziegen mäckern hüpfend umher.

Das Liebliche dieser Szene zieht mich immer tiefer in das Thal hinein. Ich komme bei

einer Hütte vorbei, aus welcher ein Mädchen, etwas besser als eine Bäuerin gekleidet, heraustritt; ihr folgt ein alter Mann, der ihr mit thränenden Augen nachruft „Gott lohne es ihnen, gute Naninka! was sie für mein Weib und Kinder gethan, meine Worte sind zu schwach den Dank meines Herzens auszudrücken.“ Ich suche dem Mädchen einen Vorsprung abzugewinnen, und ein süsser Schauer überläuft mich, als ich ihr Gesicht erblicke. Es war mir, als sehe ich eine der Huldinnen der Feenwelt, oder einen Genius der schönern Hälfte des menschlichen Lebens. So viel Sanftmuth mit Hoheit gepaart, so viel Güte und Unschuld hatte ich noch nie in einem Gesichte beisammen gesehen. Der höchste Reitz der Schönheit schmolz in eine regelmässige Einfachheit, die ihren Eindruck nicht verfehlte. — Sie schien mich nicht zu bemerken, und wandelte ihren Pfad ruhig fort. Ich folgte ihr langsam, und sah sie in eine reinliche Hütte schlüpfen, die durch des Engels Gegenwart mir unwillkührlich werther ward, als die Palläste der Herrscherinnen der Welt. — Länger als eine Stunde blieb ich in der Nähe des Dörfchens, in der Hoffnung, sie noch einmal zu erblicken, aber vergebens, sie erschien nicht.

Indeß hatte sich, ohne daß ich es bemerkte, über meinem Haupte ein Gewitter zusammengezogen. Dichte Tropfen fielen aus dem Mantel des Gewölkes herab, die ein gewaltiger Wind mir in das Gesicht warf. Ich suchte einen Ort mich gegen dem Sturm zu verbergen, und ein guter Genius muß mir den Gedanken zugeflüstert haben, mich in die Hütte zu begeben, wo das liebliche Mädchen verschwunden war. Ich faßte Muth und trat ohne Umständen in das nette Häuschen. Mein erster Blick fiel auf das schöne Kind der Natur, welches an der Seite eines bejahrten Bauers saß, und emsig mit dem Spinnrade beschäftigt war. Ich bat um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit genommen, vor dem Sturm allda einen Zufluchtsort zu suchen, um den Regen abzuwarten, und es freute mich ungemein, daß man meine Bitte bewilligte. Der Alte fieng mit mir ein Gespräch an, und so einfach als er es einzuleiten schien, so bemerkte ich dennoch, daß er besser sprach, als Leute seines Standes. Naninka, so heißt seine Tochter, nahm nur wenig an der Unterhaltung Theil, aber was sie sprach, war so naiv, so rein in der Vorstellung, daß ich über die schöne Seele ganz entzückt war. Ihre Sorgsamkeit, mit welcher

sie dem Vater jeden Wunsch aus den Augen zu lesen schien, und geschäftig bald dieß bald jenes herbeibrachte, und mit freundlichen Worten überreichte, rührte mich ungemein, und fesselte mich an diese gute Menschen. Als das Reggenwetter nachließ, empfahl ich mich nicht, um wegzugehen, nein, um wieder kommen zu dürfen. Der Alte schien an meinen Gesprächen Wohlgefallen gefunden zu haben, und hatte nichts dagegen, daß ich ihn öfter besuchen wollte. Im nächsten Brief ein mehreres.

den 30. May. 1800.

Jeden schönen Morgen bin ich in Friedheim, so heißt das Dörfchen, wo meine Naninka wohnt, und verlebe die schönsten Stunden meines Lebens mit ihr, oder in ihrer Nähe. Wenn sie auf das Feld geht, um dem Hirte ein Frühstück zu bringen, gehe ich ihr zur Seite, und höre mit Bewunderung die Ergüssungen ihres keuschen Herzens, über Natur und unser Dasein, an. Jede Blume, jeder Baum fesselt ihre Aufmerksamkeit, und sie weiß von Kleinigkeiten so interessant zu reden, daß ich nicht einig bin, ob ihre Warte, oder die Korallenlippen

mir besser gefallen, denen so süsse, liebliche Gedanken in den sanftesten Tönen entfließen. Wenn sie bei dem Spinnrocken sitzt, erzähle ich ihr von der Welt, ihren Sitten und Gebräuchen, und ergötze mich an ihren ewigen Fragen und Bemerkungen. Kurz, jede Minute, die ich bei ihr zubringe, vergeht mir, ohne zu wissen wie. Ihr Vater hält mich für einen reisenden Mahler, der sich aus Liebhaberei in der Gegend aufhält, und scheint nichts zu bemerken. — Nichts? — Und was soll er denn bemerken? — Uiberrascht mich doch diese Frage selbst. Wenn ich frage, warum ich hier weile, so sinne ich vergebens nach einer Ursache. Nur daß weiß ich, daß Naninkas Bild jede andere Idee verdrängt. Ihr Bild? — Mein Herz fährt bei diesem Gedanken zusammen. Ich sehe wohl, obgleich ich es mir nicht eingestehen will, die Liebe hält mich in den zartesten Banden gefangen. — Nun ja, ich liebe Naninka, mit der reinsten, keuschesten Empfindung. Und was ist der Zweck dieser süssen Leidenschaft? — Die Zukunft mahlt sie an meiner Seite als eine glückliche Gattin, als die Mutter meiner Kinder.

Aber mein Stand, meine Geburt, mein Vater, O Gott! wie viel Hindernisse setzen sich

meinem Wunsche entgegen. — Ist der Mensch nicht gebohren glücklich zu seyn, und ist das werden nicht sein erster Augenmerk, seine Pflicht. Sind wir in unserem aufgeklärten Jahrhunderte noch in Kasten getheilt, die uns zwingen könnten unglücklich zu seyn. Nein! ruft die freie Vernunft, nein, spricht das Herz, wenn gleich die Wahrheit sich in einen zweifelhaften Schleyer bürgt. Es sey, wie es wolle, ich entsage jedem Tand des Lebens, der mich von meinem Ziele entfernen kann. Nur in Naninkas Armen winkt mir Ruhe und Zufriedenheit, und dieser ein Opfer bringen, heißt kein Opfer bringen. Wie ein Siegel will ich mich an Naninkas Herz setzen, und die Treue der Lieblichen bewahren. Soll ich die Rose nicht brechen, weil sie Dornen hat! Sind Schönheit, Tugend und ein gutes Herz weniger liebenswürdig, weil sie einen niedrigen, was sag ich niedrigen, ärmern Stand zieren. Adelt nicht Tugend und Herzensgüte, und ist meine Naninka nicht dann von dem besten Adel? — O der allerliebsten, süssen, keuschen und reinen! —

Da schwatze ich immer von meiner Naninka; und ist sie den schon mein; bin ich dessen gewieß, daß sie mich wieder lieben wird, und ihr Vater mich mit ihrem Besitz beglücken will?

O! gewieß, ihr zärtliches, gefühlvolles Herz wird der Gewalt meiner Liebe nicht widerstehen, und in der allgewaltigen Verwandschaft der Naturen sich nicht verläugnen.

Nächstens will ich mir ein Gütchen in der Nähe kaufen, und es zum Empfang meiner Naninka vorbereiten. Dort soll sie eine Königinn, und in meinem Herzen eine siegende Göttin seyn. Noch wenige Tage, und ich werde ihre Erklärung und dann die Einwilligung ihres Vaters fordern. Er ist kein Bauer, ich ahne mehr in ihm, als er scheint, und wenn er unglücklich ist, so will ich ihn trösten, und die Vergangenheit durch der Gegenwart lieblichen Zauber ihm versüßen. Mein Vater wird wohl, wenn er sieht, daß meine Verbindung geschlossen ist, auch einwilligen. Dann werden wir alle glücklich seyn. Lebe wohl!

den 6. Junny. 1800.

Es ist geschehen, ich habe meine Liebe der holden Naninka erklärt. Die gute Seele! Mit welchem lieblichen Erröthen, mit welcher süsser Verwirrung hat sie diese angenommen! Unbekannt mit Konvenienz, Stand und Rang hat sie

nur den Liebhaber in mir gesehen, und ihr Jawort dem Geliebten von ihren frischen Korrallenlippen zu küßen erlaubt. — Ich bin jetzt so glücklich, daß ich mich vor lauter Empfindung nicht zu fassen weiß. Es ist doch eine seltsame Sache um die Liebe, einem Gefühl, das so mächtig auf uns wirkt, Könige und Bettler beglückt. — In den süssen Augenblicken dieser Leidenschaft sehen wir alles im Rosenlicht, und die dunklen Seiten des Lebens verwischt die Magie einer erhitzten Einbildungskraft. Und was ist das verzehrende Nichts, dieser allgewaltige Brand, dieß lüftige Spiel von Freuden? Ein Rausch der Sinne, ein verzehrender Augenblick, der nur immer empfangen will, und so wenig wiedergiebt.

Doch zu was des Philosophierens. Ich bin glücklich, und es wäre Thorheit länger zu untersuchen, warum ich es bin. Morgen will ich meine Liebe Naninkas Vater vertrauen. Nächsten Posttag erwarte den Erfolg meiner Bewerbung.

den 10. Juny. 1800.

Heute trug ich Naninkas Vater mein Anliegen vor. Er sah mich starr an, und schüttelte mit dem Kopfe. „Mein Herr!" sagte er endlich, ich kenne sie so wenig, daß sie mir es nicht verdenken können, wenn ihr Antrag mir auf den ersten Anblick nicht annehmlich scheint. Wer sind sie? Glauben Sie etwa, ich ließe mich durch eine Maske täuschen? —

Ich. Vergebung Vater Herrmann, bei Gott! betrügen wollte ich euch nicht; eben war ich auf dem Wege mich euch ganz zu entdecken, als euer finstere Blick mich davon abschreckte.

Er. Ein reines Gewissen scheut sich vor Niemand, nachgerade in dem Falle nicht, in welchem sie sich befinden.

Ich. Doch Vater Herrmann! ihr selbst straft euch Lügen, oder soll ich euch für einen Verbrecher halten? — Auch ihr seyd nicht, was ihr scheint.

Er. Mich bestimmen wichtige Verhältnisse, die Ruhe meines Lebens, und mein Glück, in dem Schleier der Verborgenheit zu weilen, und wenn sie ein edler Mensch sind, so werden sie meine Worte ehren.

Ich. Neugierde bestimmt meine Frage eben so wenig als Verdacht; und am wenigsten würde mein Herz fähig sein, den Vater meiner geliebten Naninka zu kränken.

Er. Zum Beweise, daß ihre Handlungen mit ihren Worten übereinstimmen, ersuche ich sie noch einmal, mir ihre Verhältnisse zu erklären. — Sie haben sich in das Herz meiner Tochter eingeschliechen, und sie selbst bethenern, daß sie diese lieben. Ich zweifle nicht, daß ihre Absichten redlich sind, ob sie aber ausführbar sind? —

Ich. O gewiß! wenn ihr Vater ihnen hilfreiche Hand bieten wollt.

Er. Ich selbst habe sie liebgewonnen, und können sie zweifeln, daß ich als Vater einer Tochter, die der größte Schatz meines Lebens ist, nicht alles anwenden werde, sie glücklich zu machen?

Ich. O! dann werden meine süßesten Wünsche erfüllt.

Er. So laßen sie hören.

Ich. Mein Vater bekleidete einen großen Ehrenposten im S * * Staate; er ist von Adel, und ich bin sein einziges Kind. Einer Großtante, die mich zu ihrem Erben einsetzte, habe ich es zu danken, daß mich mein Vermö-

gen in Unabhängigkeit von meinen Eltern gesetzt hat, und so sehr, als ich meinen Vater ehre, so kann mir es doch Niemand übel nehmen, wenn ich in Fällen, wo die Zufriedenheit des Lebens auf dem Spiele steht, anders handle, als er es wünscht.

Er. Wer den Gehorsam gegen seine Eltern außer Augen setzt, der kann kein guter Sohn seyn, selbst kein guter Vater werden.

Ich. Keine Regel ohne Ausnahme. Es giebt Fälle, wo die bekanntesten Sprichsätze zu Trugschlüssen werden.

Er. Zur Sache. Sagen sie mir ihren Familiennamen.

Ich. Franz von Moorberg.

Er. Fra — nz von Moorberg! — der Sohn des Präsidenten von Moorberg? —

Ich. Der nemliche. Kennet ihr meinen Vater? —

Er. O! leider hab ich ihn kennen gelernt.

Ich. Wie so? —

Er. Ach! lassen sie mich schweigen, reißen sie nicht die Wunden meines Herzens vom neuen auf.

Ich. Nein! ich bitte um eine bestimmte Antwort. Hat mein Vater euch in etwas Un=

recht gethan? oder, was es sonst immer ist, ich, als sein Sohn, will alles wieder gut machen.

Er. Können sie die Vergangenheit in Gegenwart verwandeln? können sie Tode lebendig machen?

Ich. Nein! — Doch ich tappe im Dunkeln. Gebt mir Licht Vater Hermann! wer seid ihr?

Er. Wohlan! sie sollen und müßen es einmal wissen: Ich bin der gewesene Kammerrath von Bergen.

Ich. Der Kammerrath von Bergen, den mir mein Vater so häßlich, als seinen ärgsten Feind, geschildert hat, der wegen Hochverrath verbannt wurde?

Er. Der nemliche unschuldig verfolgte, von ihrem Vater, der meine Gattin mordete, gehaßte Kammerrath.

Ich. Gerechter Gott! Sie sind unschuldig. O! erzählen sie, wie hängt die Sache zusammen?

Er. Ich und ihr Vater waren lange die besten Freunde, bis eine unseelige Liebe das schöne Band zwischen uns zerrieß. Ich heurathete ein herrliches Mädchen, das schönste, das beste im Lande, und lebte sechs Monate lang vergnügt und zufrieden. Ihr Vater liebte sie auch. Er that ihr entehrende Vor=

schläge. Das treue Weib wieß ihn ab, und entdeckte mir seine Absichten — In der ersten Hitze lief ich zu ihrem Vater, und warf ihm seine Niederträchtigkeit vor. — Wir wurden nun die bittersten Feinde, das heißt, er haßte mich, und ich — ich liebte den Treulosen Freund immer noch im Stillen. Doch in kurzen erfuhr ich, wie sich eine verschmähte Leidenschaft rächt. — Ihr Vater war mein Vorgesetzter, und es dauerte nicht lange, daß er es mich empfinden ließ. Kabalen auf Kabalen wurden geschmiedet, Verbrechen mir angedichtet, und so wahrscheinlich bewiesen, daß ich in Kerker geworfen wurde. — Meine Gattin war eben schwanger, und die Angst um mich raubte ihr alle Kräfte. Sie kam mit Naninka nieder. Der Tochter Daseyn raubte der Mutter das Leben. —

Nach einer zweijährigen Haft ward ich entlassen, und aus vieler Gnade des Fürsten nur mit Verbannung gestraft. — Der Schmerz über meiner Gattin Verlust hatte mich für alle Freuden der Welt unempfindlich gemacht; ich floh mit meiner Tochter in ein anderes Land, und siedelte mich hier in Friedheim als Bauer an. Die Zeit und meine Tochter haben die Leiden meines Herzens gelindert, aber nicht ver-

wischt. Und nun kommen sie, den kaum eingewiegten Schmerz zu erneuern, und des Vaters Vergehen gegen mich durch der Tochter Raub zu krönen.

Ich. Es ist der Weg der Vorsehung, die mich hieher geführt hat, um des Vaters Verbrechen mit meiner Liebe wieder gut zu machen. Geduld Herr von Bergen! ich will alles aufbieten, sie mit meinem Vater zu versöhnen, und er muß, denn es ist seine Pflicht —

Er. O guter Franz! sie kennen die Rache einer unbefriedigten Leidenschaft nicht, und wenn sich Welten zwischen sie legten, so wird sie nicht ersterben.

Ich. Sie wird es. Meine Liebe, mein Blut, wenn es sein muß, soll sie ganz vertilgen.

Auf diese Art suchte ich den Vater meiner Naninka für die Zukunft zu beruhigen; ich hoffe, es ist mir gelungen. Wie wunderbar führt uns das Schicksal! Es scheint, ich mußte mich darum in einem andern Himmelsstriche nicht verlieben, um, nun durch ein Mädchen in dem rauhern Böhmen, des Vaters Schuld zu tilgen, und sein Unrecht zu vergüten. — Lebe indeß wohl mein Ludwig! Im nächsten Brief hoffe ich dir schreiben zu können, daß ich bin, dein glücklicher Freund.

den 16. Juny. 1800.

Die wenigen Tage, seit ich dir nicht geschrieben habe, führten mich zum Ziele meiner Wünsche, so sehr als es den Anschein hatte, daß ich mich noch weit davon entfernen sollte. Stell dir vor lieber Ludwig! wie sehr mich die Ankunft meines Vaters hier in Friedheim überraschte. Ja er ist hier, und seine Ankunft geschah wahrlich nicht zu meinem Besten, aber die Vorsicht hat alles harmonisch vereint. — Irgend ein Neidhart von mir machte meinem Vater bekannt, ich läge in den Netzen eines gemeinen Bauermädchens, und wäre gesonnen, sie zu heurathen. Diese Nachricht allarmirte ihn, und er eilte hieher. Ich begegne ihm gerade auf der Strasse, und sehe ihn erstaunt an. Meine Verlegenheit scheint mich schuldig zu sprechen, und der Vater liest mir den Text. Ich höre ihn geduldig an. Ich bitte ihn, mich zu meiner Geliebten zu begleiten. Er wird über diesen Antrag zornig, und höhnt meine Liebschaft in den bittersten Worten. Ich bin meiner nicht mehr mächtig, und sage erhitzt. „O Vater! danken sie Gott, daß ich ein Bauermädchen heurathen will, um eines ihrer Verbrechen zu tilgen, wenigstens zu mildern." Sie haben ihre Mutter gemordet, und —

Mein Vater erblaßte bei diesen harten Worten. Sein Blick irrte unstätt umher. „O! kommen sie; fuhr ich fort, und sehen sie erst meine Geliebte und ihren Vater, und ich zweifle nicht eine schöne Versöhnungsszene zu stiften.“ Ich weiß, das Alter hat ihr Herz weich gemacht, und was der junge Mann verbrach, wird der herannahende Greis vergüten, mit der vollsten Liebe vergüten.

Er ließ sich von mir gedankenvoll, wie ein Träumender zu dem Häuschen des Herrn von Bergen führen. Ich schob ihn sanft in das Gemach, und rief mit dem zärtlichsten Ausdrucke „o mein Vater!“

Herr von Bergen stand auf, um meinem Begleiter entgegen zu kommen, aber kaum hatte er sich ihm genähert, als er mit den Worten „Gerechter Himmel! der Mörder meines Weibes“ niedersank. Ich und Naninka sprangen herbei, und es gelang uns ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Mein Vater war während dieser Szene wie eine Bildsäule da gestanden. — Ich warf mich zu seinen Füssen; ich verschwendete die rührendesten Worte, um ihn zur Versöhnung zu bewegen; das nemliche that Naninka bei ihrem Vater, ohne die ei-

gentliche Ursache ihrer Bitte zu wissen, bloß hingerissen von meiner erbarmungswürdigen Attitüde.

Endlich gelang es uns. Ich führte meinen Vater zu dem Herrn von Bergen, und der Beleidigte, wie der Beleidiger sanken sich in die Arme. Naninka und ich schloßen uns an diese Gruppe an, über welche der Genius der Liebe und Fruudschaft segnend seinen Palmzweig schwang.

Dieser Tagen führe ich meinen Entschluß aus, und kaufe mir ein in der Nähe von Friedheim gelegenes Güttchen. Dann wird Naninka meine Gattin. Ihr Vater zieht zu mir, und unser Leben soll einem Kranze von Rosen gleichen, mit Liebe, Freundschaft und allen Würzen des Lebens durchflochten.

Besuche mich bald mein Ludwig! um Augenzeige meines Glückes zu seyn, oder noch besser, komm zur Feyer meiner Verbindung mit Naninka, um mich und sie zum Altar zu führen.

Es erwartet dich mit Sehnsucht dein dich stets liebender Freund,

Schwannendorf.

Anekdoten.

In einer kleinen Stadt in N*** wurde einst von einer Bande herrumziehender Komödianten das weltbekannte Trauerspiel: Doktor Faust gegeben. — Da nun sowohl dieses, als auch andere Schauspiele von ähnlichem Schlage die Lieblingsspektakel dieser Nation ausmachten, so war die natürliche Folge, daß das Volk durch die häufigen Vorstellungen derselben endlich den Geschmack daran verlor, und sie nicht mehr so zahlreich besuchte und bewunderte.

Um diesem einreißenden Uibel einigermassen zu steuern, kam der Direkteur von der erwähnten Gesellschaft auf den Einfall, diese Stücke zu verbessern, und mit ganz neuen Szenen und originellen Gedanken aufzuputzen. Es sollte nemlich — (so war des Unternehmers Erfindung) — in der lezten Szene, wo der Teu-

fel den Doktor Faust holen will, dieser aber vor Schrecken sich unter einen mit einem Teppich bedeckten Tisch verbirgt — Faust hinter die Szene kriechen, und eine ihm ähnliche ausgestopfte Figur an seinen Platz schieben — dann der Teufel den untergeschobenen Faust hervor holen, ihm die Brust aufreissen, das Herz herausnehmen, an die Erde werfen, wie einen Ball wieder fangen, und es knirschend vor Wuth, mit teuflischer Schadenfreude verzehren. Dieses herrliche Impromtů theateralischen Witzes würde auch wirklich sein Glück gemacht, und bei dem ohnehin teuflisch gesinnten Publikum Grausen und Entsetzen erregt haben, wenn nicht ein ganz unerwarteter Zufall gerade das Gegentheil bewirkt hätte.

Der Wirth, in dessen Hause das Theater aufgeschlagen war, war ein alter ehrlicher Fleischhauer und eifriger Verehrer aller Teufelspiecen; — da nun das Stück zu Ende gehen sollte, kam er selbst, und brachte das schon vorläufig bei ihm bestellte frisch gekochte Kalbsherz, das dem armen Doktor ausgerissen werden sollte, gab es ab, und stellte sich dann mit neugirigem Blick an den Rand der Bühne, um das schreckliche dieses Auftritts mit anzusehen; Ohne, daß er es aber selbst wußte, war ihm sein großer

Fanghund auf dem Fuße gefolgt; Nicht sowohl Anhänglichkeit für seinen Herrn, als vielmehr der duftende Geruch des gekochten Herzens bewegten ihn das Theater zu besuchen.

Endlich kam der Augenblick, der dem Publikum das traurige Ende des unglücklichen Teufelbanners vorstellen sollte, — alles gieng glücklich von statten, die Figur wurde richtig an den Boden geworfen, das Herz heraus genommen, auf die Erde geworfen — — — allein, in dem es der ungeschickte Satan wieder fangen wollte, bekam das Herz durch seinen elastischen natürlich schief gebauten Körper eine falsche Richtung, und anstatt in perpentikulärer Höhe wieder in die Hand zu springen, aus der es kam, sprang es seitwärts über das Theater in das Parterre und gerade in den so eben geöfneten Rachen des in der Kunst des Brokenfangens so geübten Sultans, der es auch mit einem Schluck und Druck dem neugierigen Blicke der Zuseher entzog.

Der berühmte Milton heurathete, als er sein Gesicht verlöhr, ein sehr schönes, aber eigensinniges, aufbrausendes Frauenzimmer. Lord

Buckingham wollte ihm eines Tags über seine Frau ein Kompliment machen, und vergliech sie mit einer Rose. „Ach ja, versetzte der Dichter, ich kann die Farbe nicht beurtheilen, sondern nur nach den Dornen.

Der Verfasser mehrerer Pantomimen sagte zu einem seiner Freunde, welcher seine Arbeiten sehr lobte, „O mein Freund! sie haben von mir noch nichts Bedeutendes gesehen. Aber jetzt gehe ich mit einer Pantomime schwanger, die das Publikum ganz gewieß befriedigen wird, denn man hat auf diese Art gar noch nichts gesehen. Im ersten Aufzug kömmt der Brand von Troja vor.“ — Mein Gott! versetzte der Freund des Verfassers, da laufeu sie ja Gefahr das Theater zu verbrennen. — „O dafür hab ich gesorgt, denn der zweite Aufzug stellt di eallgemeine Sündfluth dar.“

Ein berühmter Trinker ließ sich auf seinem Todenbette ein großes Glas mit Wasser rei-

chen, denn, sagte er: „Auf dem Todbette muß man sich selbst mit seinen größten Feinden versöhnen.

Fontenelle, der Verfasser der Thetis, war gerade in der Opera, als ein Engelländer ihm das Kompliment machte, er wäre blos aus London nach Paris gereist, um den berühmten Verfasser der Thetis kennen zu lernen. „Nun wahrhaftig! versetzte Fontenelle, ich habe ihnen genug Zeit dazu gelassen. — Er war bereits 100 Jahre alt.

Eine Ackerbaugesellschaft setzte den Preis einer goldenen Medaille für den Verfasser einer Elegie auf den Widder Tom, die Zierde der Heerden des Sir John Sinklair. Herr Marschall, einer von den schönen Geistern, welche um den festgesetzten Preis stritten, nahm zu seiner Elegie den Text: Laßt euere Thränen fliessen, theuern Schaafe! —

Zerstreute
Blätter.

La veritè, rien que la veritè.

1802.

Zerstreute Blätter.

1.

Uiber die Besitznahme der Engelländer von der Sandwichsinsel Owheihi.

Während die Engelländer im letzten französischen Revolutions-Krieg die Besitzungen ihrer Feinde in den beiden Indien wegnahmen, ermangelten sie nicht minder sich mehrere Staaten zu unterwerfen, die bisher von allen Mächten Europas unabhängig geblieben waren. Sie giengen dabei sehr politisch zu Werke, und gebrauchten sich des Wegs der Güte, und der Uiberlegenheit europäischer Kenntniß-Produkte

um durch neue Bedürfnisse der Wilden, auf diese zu wirken. In den Jahren 1792 bis 1793 nahmen sie den Nutka Sund auf der Nordwestküste von Amerika in Besitz, sandten eine Mission nach den Gesellschaftsinseln, (welche aber verunglückte) und erhielten durch freywillige Unterwerfung Owheihi die schönste der Sandwichsinseln. Die Unterwerfungsakte lautet folgendermassen: „Am 25sten Februar 1794 „versammelte sich der König von Owheihi mit „seinen Räthen und Anführern am Borde der „Jagd Discovery in der Karakakua = Bay in „Gegenwart Georg Vancouvers Kapitains be„sagter Jagd, Lieutenants Peter Puget, des „Befehlshabers des bewaffneten Chatham und „der übrigen Offiziere der Discovery, und „traten nach gehöriger Uibereinkunft die Insel „Owheihi an Sr. Majestät von Großbrittanien „ab, und bekannten sich für Unterthanen En„gellands."

Die Inselgruppe der Sandwichsinseln, wurde von Cook auf seiner dritten Reise entdeckt, und seit dieser Zeit von Engelländern, Spaniern, Franzosen, Russen und andern Nationen besucht. Da jedoch die Engelländer am redlichsten bei ihrem Handel mit den Eingebohrenen zu Werke giengen, und sich keinem Be-

trug, keine Bevortheilung erlaubten, und nicht wie andere Seefahrer Gewaltthätigkeiten übten, so warf sich der König von Owheihi in ihre Arme, theils weil er durch den Schutz Brittaniens des mächtigen, die Unbilden anderer Seefahrenden Nationen abwenden, theils auch weil er mit ihrer Hilfe die Fürsten der andern Sandwich Inseln sich unterthänig zu machen hoffte, da er immer mit diesen im Kriege lebte, und sein schönes Land von ihnen oft verheert sehen mußte.

Die Sandwich Inseln liegen 157 Grad westlicher Breite, und 19 Grad östlicher Länge. Es sind ihrer eilfe, worunter Owheihi, auf welcher Cook ermordet wurde, die beträchlichste ist, denn ihr Umfang beträgt $63\frac{1}{4}$ deutsche Meilen. Das Klima ist gemäßigt, der Boden hat Uiberfluß an Pflanzen; Vögeln und Fische giebt es in Menge, nur an vierfüssigen Thieren ist Mangel. Hunde und Schweine sind die einzigen, doch würden die Europäer sehr leicht diesen Mangel durch europäische Thierarten ersezzen. Die Einwohner sind nußbraun, ihr Haar schwarz, mehrentheils gerade. Ihre Statur mittelmässig, aber vom festen Körperbau. Sie sind offen, gutherzig, und tragen einen Bart. Die Weiber sind nicht häßlich und meistens kor-

pulent. Ihre Kleider sind von eigener Fabrik aus Matten niedlich gearbeitet, und sie schmücken sich mit Hals und Armbändern, oder auch mit Schnüren von schwarzen Schnekken. Die Armenbänder bestehen oft von Fangzähnen der Schweine und Spangen von Muschelwerk. Die Männer sind punktirt, und tragen zuweilen rothe Vogelfedern in Haaren.

Da die Sandwich Inseln auf dem Wege von Nordamerika nach China liegen, so sind sie ein nützlicher Ruhepunkt für den Seefahrer, der sich dort erhohlen kann. Ihr Klima würde den Zucker und Kaffee Bau begünstigen, und wenn die Engelländer dort eine Kolonie anlegen, den Handel dieser Artikel beträchtlich machen. Die Kolonie würde dem Pelzhandel auf der Nordwest Küste von Amerika an die Hand gehen, und die Zukunft noch manche Vortheile entdecken. Die Spekulativen Engelländer werden gewiß nichts verabsäumen, und auch in diesem Theil der Welt ihre Herrschaft gründen.

Kleidertrachten und Moden verschiedener Nationen.

Kleidertracht der Weiber auf der griechischen Insel Argentiere.

Die Weiber auf Argentiere sind im ganzen genommen groß, wohlgewachsen, und von schöner Gesichtsbildung; allein alle diese Vorzüge der Natur werden durch die Art, wie sie sich kleiden wieder verdunkelt. Es ist die allerseltsamste Tracht, die man sich vorstellen kann.

Der Kopf und die Stirne sind mit einem feinen indianischen Schawl umwickelt, dessen Farbe gewöhnlich Dunckelgrün mit dunkelrothen Flecken ist; unter denselben ragen nur zwei Büschel glänzendschwarzer Haare hervor, die über die Schläfe herunterhängen. Es gehört zum Luxus, daß man diese Haarbüschel, mit

einigen von den kleinen Federn vermischt, von welchen man an den Männchen etlicher Art von wilden Enten zwei auf jeder Seite des Bürzels findet. Sie sind krausgelockt, und von einer prächtig glänzenden Farbe (schwarz) oder vielmehr dunkel lasurblau; man sammelt sie mit der größten Sorgfalt, und in der That ist auch dieser einfache Schmuck nichtsweniger als unangenehm. Die Frauenzimmer stecken einige davon unter ihren Schawl, und lassen die lokkigte Seite derselben über Stirne und Schläfe herunterhängen; wo ihr köstliches Farbenspiel, das sich in jedem Augenblick verändert, sich wirklich sehr gut ausnimmt. — Die Haare sind mit einem rosenfarbenen Bande durchflochten; diese Flechte wird auf den Scheitel zusammgerollt, mit einem schwarzen Bande daselbst festgebunden, und eine Menge von rothen Band auf dieselbe gesteckt. Auf den Hintertheil des Kopfes wird ein langes Stück Seidenzeug befestigt, das mit einer breiten goldenen Spitze eingefaßt ist, und frey über den Rücken hinabfällt. An dem Hals tragen sie ein Halsband von Gold, von Gagath oder Bergwachs, oder auch von Perlen, und an denselben hängt ein Kreuz. Brust und Hals sind mit einem großen Stück rothen Sammet, der mit goldenen Spitzen

besetzt, und mit einem himmelblauen Bande eingefaßt ist, oder an dessen Stelle mit einem Stück Gold oder Silberbrokat bedeckt. Unter diesem Bruststücke wird eine Art seidener Schürzen befestigt, die in der Mitte und unten herum mit Goldspitzen besetzt sind, und nicht ganz bis an die Knie reichen; in einem rothen Bande, das wie ein Gürtel ungebunden wird, und wovon auf jeder Seite ein Ende herabhängt, wird auf der linken Seite ein Schnupftuch befestigt. Das Oberkleid aber, oder die sogenannte Chemise, macht bei dieser Tracht das allerreichste Stück aus, es besteht aus Seidenzeug, und ragt vorn unter der angeführten Schürze hervor. Es ist mit rosenfarben Banden eingefaßt, auf welche durchbrochen gearbeitete goldene Spitzen aufgenäht werden, und hierin besteht eigentlich der ganze Luxus des Anzugs. Die armen Weiber nehmen an der Stelle dieser Spitzen falsche Borden, und manchmal auch grobe von baumwollen Garn gemachte Spitzen. Dieß Oberkleid reicht übrigens nicht über die Knie herab, unterhalb welchen die baumwolltuchenen Unterhosen zugebunden werden, die das ganze weibliche Geschlecht im Orient trägt. Das seltsamste Stück dieses Anzuges sind jedoch die Ermel dieser Chemise, die

wirklich außerordentlich, und ganz ungeheuer sind. Zuerst reichen sie bis an den Vorderarm, wo sie mit einem rosenfarbenen Bande festgebunden sind; dann werden sie wieder zurückgeschlagen, und in großen weiten Falten auf der Schulter befestigt, so, daß dieselben sehr hoch und steif empor stehen, und der Kopf von beiden Seiten gleichsam in den Schultern zu stecken scheint. Diese Ermel sind mit goldenen Spitzen geziert, fallen bis auf die Beine herab, und bedecken vollkommen die beiden Seiten des Körpers. Ein ähnliches Sammet oder Brokat, wie auf der Brust befestigt wird, kommt auf den Rücken; eine kleine silberne Borde fällt über die Schultern herab, und drei große Büschel Band, wovon das in der Mitte hellblau und die beiden andern rosenfarben sind, hängen quer zwischen den Schultern. Uiber den Rücken herunter bis in die Mitte der Schenkel hängen zwei dicke faltenreiche Stücke Baumwollzeug, die durchaus steif sind, und wie kleine auf die Person festgebundene Matrazen aussehen.

Es ist in den Augen der Frauenzimmer zu Argentiere kein Verdienst, zierliche und schön geformte Beine zu haben; sie wenden im Gegentheil alle mögliche Kunst an, um denselben

ihrer ganzen Länge nach eine gleiche Dicke zu geben, und sie wie wahre Pfeiler aussehen zu machen. Sie ziehen daher mehrere Paar Halbstrümpfe von verschiedener Größe übereinander an, damit der Untertheil des Fußes dadurch ausgefüllt wird, und eine gleiche Dicke mit den Waden bekommt. Da die Beine bis an das Knie blos sind, so versteht es sich von selbst, daß sie ebenfalls geschmückt werden müssen; es wird daher ein sammtner Oberstrumpf über sie gezogen, und dieser vorn und hinten mit silbernen Borden besetzt. An den Füssen tragen sie eine Art Pantoffeln von einem mit Gold oder Silber broschirten Silberzeug, woran die Absätze niedrig, die Sohlen dünne, und die Spitzen lang und zurückgebogen sind.

Anmerkung. Die Marschands-Modes werden leicht aus dieser Schilderung etwas für die deutsche Mode mit Abänderungen passend machen können, und ihres eigenen Vortheils wegen ersucht, die Erfindung neuer Moden, mit der Zeichnung und Beschreibung für dieses Journal einzusenden, um es bestens bekannt machen zu können. Auch neue Muster von verschiedenen Fabrik Arbeiten, in Seide Pike u. s. w. werden mit Einsendung der natürlichen Proben, der Preise, einer Beschreibung davon, und wo sie zu bekommen zur Bekanntmachung angenommen, welches Fabricken dieser Art immer vortheilhaft seyn wird.

Der Herausgeber.

Uiber die Schautänze im königl. Landständischen Theater in Prag.

Die Schautänze (Ballets) sind Kinder der Fantasie; Geburten, für den Augenblick berechnet, Spiele der körperlichen Geschicklichkeit, der Gymnastik, Pantomime und Plastik. Ihre Sujets sind romantische Tändeleyen aus der Fabelwelt, oder historische Dichtungen, getreu noch der Natur kopirt, der sie als Miethe unterliegen, und in wandelbaren Formen das Auge, und mit der sie begleitenden Musik das Ohr ergötzen. Auf Herz und Verstand haben sie keine Wirkung, und nur der Poesie der Gedanken geben sie einige Nahrung.

In Prag haben die Schautänze Herrn Brunetti und Herrn Heis zu Balletmeistern. Ersterer ist ein braver Sprünger, lezterer ein anscheinender Serieustänzer. Herrn Brunettis Ballets nähern sich mehr der Regelmäßigkeit, und einer harmonischen Verbindung, obwohl sie noch vieler Kritik unterliegen. Hrn. Heis Schautänze sind meistens ohne aller Wahrscheinlichkeit, so daß es den Zuschauern sehr schwer wird den Zusammenhang des Ganzen zu errathen. Sein Tanz selbst beschränckt sich bloß auf wenige Schritte die in ein und denselben Ballet immer die nemlichen sind. Seine Pantomime ist ganz unbedeutend unausdrucksvoll, im Grunde ein bloßes Hinstarren. Unter den übrigen Tänzerinen und Tänzern gehört Madame Heis

als Springerin der erste Platz. Ihre Geschicklichkeit ist in diesem Fache zu bewundern, aber schade daß ihr alle Grazie mangelt.

Demoisel Allram ist theils Springerin theils tanzt sie serieuse, und macht ihre Sachen recht artig. Eben so

Dem. Hölzel eine Anfängerin, die im Werden ist.

Herr Franz Allram ist zweiter Springer doch eine Verstauchung am Fuße hindert ihm noch immer so wie ehmals zu tanzen. Er dürfte sich mehr Grazie befliessen, um seinen Tanz geltender zu machen.

Herr Spitzer (ein Dilettant und Tanzmeister) spielt komische Rollen, übertreibt sie aber ein wenig. Sein Tanz geht noch mit, (da er sich spät den Theatral-Tanze widmete.) Im Kammertänzen (in der Geschicklichkeit sie seinen Schülern beizubringen) ist er sehr brav, fleißig, und pünktlich in seinen Lektionen. Die übrigen Figuranten sind blos Figuranten und nichts mehr. Es wäre Schade ein Wort über sie zu verliehren.

Ich habe mir zu letzt Madame Brunetti aufgespart. Sie ist zwar keine eigentliche Tänzerin, wohl aber eine brave Schauspielerin; indeß entzückt ihre Pantomime ihre plastische Darstellung, jeden Zuschauer, und ihr Werth ist für die Prager Schautänze um so mehr entschieden, da sie die einzige ist, die sich so vortheilhaft auszeichnet. Ihre schöne, edle Gestalt, die Grazie ihrer Bewegungen ist hinreissend schön, ihre Aktion deutlich und sprechend.

Diese Schilderung ist unpartheiisch so kurz als sie ist.

Dillenius.

XIIII

Uiber den Prager Maskenball (Redoute).

(Aus den Briefen eines reisenden Franzosen.)

Liebster Freund!

Bevor ich Ihnen eine Schilderung des Maskenballs in Prag liefre, erlauben sie mir erst über das Gebäude selbst etwas zu sagen. Die hiesige Redoute hat in Rücksicht der Bauart, der Lage, der Bequemlichkeit alle mögliche Fehler. Sie liegt auf einem Platze der gar nicht ansehnlich ist, nicht die beste Zufuhr hat, und durch lauter Winkelstrassen zum Ziele führt. Das Aeußerliche des Gebäudes zeugt gar keinen Maskenball an; kein Balkon, Ecker Säulen u. s. w. nichts giebt dem Hause das Ansehen eines Tempels der Terpsichore. Der Saal hat den Fehler, daß er im ersten Stocke sich befindet, wo es einer bedeutenden Maske unmöglich wird einzudrin-

gen, und der Eingang ist durch eine schmale Gallerie, ohne Eleganz, ohne Ansehen.

Das ganze besteht eigentlich aus zwey Säälen, die aber auf die Menge der Menschen viel zu klein sind, und ein unausstehliches Gedränge hervorbringen. Die Musik ist die allerschlechteste unter allen Säälen von Prag. Es heißt, die Unternehmer wenden nichts daran. Die Mahlerey ist alt, und verwischt; die Verzierungen schlecht, und haben durch den Zahn der Zeit sehr viel gelitten.

Unter den Masken welche da erscheinen, ist fast nie eine bedeutend. Nichts ist charakteristisch, nichts pikant. Einige Kalender Bauern, Türken u. s. w. alles gemein und ohne Bezug. Ganze Gesellschaftsmasken erscheinen selten. Man wendet überhaupt nicht viel darauf.

Der Scherz der Masken ist grob, ihr Witz das Gott erbarm! — Wenige ausgenommen.

Uiberhaupt erscheinen wenig Masken. Es ist nicht wie anderswo, wo ohne Maske Niemand eingelassen wird, nein, hier geht der größte Theil unmaskirt auf den Maskenball.

In Ansehung der gemischten Gesellschaft, kann man sagen, sie ist recht vermischt. Für-

sten und Stubenmädchen, —. Das ist wohl recht, aber nicht sittlich wenn sich da so viele Freudenmädchen einfinden, die durch ihr Betragen skandalisiren.

Getanzt werden hier Minuets, Kontre, Teutschetänze und Quadrills, doch der zweyte und letzte herzlich hölzern, ohne Lebhaftigkeit, ohne Energie, nicht wie bei uns Franzosen. In Lendern da sind die deutschen Meister, nur Schade, daß in der Redoute es zu allem an Platz fehlt. Die Kredenz, Soupee u. s. w. alles ist enorm theuer, vierfach als der Marktpreiß. Eine Portion Schinken etwa drey Blättchen, die der leiseste Wind wegbläst 20 kr. eine Semel die sonst 1 kr kostet, gilt da 4 kr. Die Uibertriebenheit der Preise ist so weit gegangen, daß jetzt nur wenige Menschen da soupieren. Nachgerade wäre es gut wenn die Polizei nachsehen möchte, um billigere Preiße herzustellen.

Wenn sich nun die Masken gedrückt, gestossen, und mit Grobheiten überhäuft haben, kommen sie nach Hause, und das war eine herliche Redoute.

Ich könnte Ihnen noch mehreres schreiben, aber ich weiß Sie haben an dieser kleinen Skizze genug.

Im Jänner 1802.

Laforet.

Zerstreute Blätter.

II.

Heurathsanträge und Gesuche *).

I.

Meine Erziehung, meine Verhältnisse haben mich von einer ausgebreiteten Bekanntschaft

)(

*) Unter dieser Rubrick steht es jedem Heurathslustigen frey, seine Wünsche, sein Verlangen kund zu thun. Beiderlei Geschlechter haben anbei gleiche Vortheile, und wir werden uns bestreben, die Anträge als Antworten genau zu besorgen, und so nach dem Beispiele des allgemeinen Heurathstempels, welcher in Pirna herauskömmt, die Interessenten bestens zu verständigen. Verschwiegenheit von unserer Seite wird strenge beobachtet werden.

Der Herausgeber der Bibliothek für Liebende.

NB. Die Briefe werden nur Porto frey angenommen.

von dem schöneren Geschlechte abgehalten, theils weil ich nicht die Dreustigkeit eines Libertain besitze, um mich aufzudringen; theils, weil ich der Gelegenheit nie hilfreiche Hand bot; sey es aus Bescheidenheit, oder Mangel an Muth. — Da mich jedoch meine Umstände in so weit berechtigen, sich nach einer Gattin umzusehen, als das Bedürfniß des Herzens und die heiligste Pflicht sie erheischen, so wünschte ich ein Mädchen zur Gattin, jung und einnehmend, rein, edel und gut in ihren Empfindungen, nicht zu klein von Gestalt, eher etwas voll als mager, und eines frölichen aber nicht ausgelassenen Humors. Blondine oder Brünette mir gleich. — Meine Umstände sind vortheilhaft, und für die Zukunft, nach menschlicher Vorsehung, so zimlich günstig. Ich bekleide einen Posten, der seinen Mann nährt, doch würde es noch besser seyn, wenn meine künftige Gattinn ein Vermögen nicht unter 20000 fl. besäße, deren Nothwendigkeit ich aus Gründen beweisen kann, die nicht aus Geitz, Habsucht oder sonst einer niedrigen Leidenschaft entspringen. Meine Gestalt wird liebenden Augen nicht mißfallen; für meine Tugenden laß ich meine Freunde und alle, die mich kennen, sprechen, und kann dreust behaupten, daß meine Schwächen zu er-

leiden sind, und von meinen bessern Eigenschaften weit überwogen werden. Reinheit des Herzens und des Geistes, Empfindung ohne Schwärmerey sind Eigenschaften, die mir vorzüglich eigen sind. Doch ich scheue selbst das Urtheil der Welt nicht, und jedes Selbstlob wäre hier unrecht angebracht. — Treue, eine gute Haushaltung, ein liebvolles Betragen hab ich nicht nöthig zu versprechen, denn was ich für Pflicht halte, braucht keiner Versichernng, und ob ich Wort halten werde, kann man aus meinem Charakter schlüssen —. In unseren Zeiten sind die Ehen meistens so zweydeutig, so unglücklich, daß es wohl einer Uiberlegung braucht, besonders von Seiten des weiblichen Geschlechts, eine Verbindung, die nur der Tod löst, zu schlüssen. Ich kenne Frauenzimmer, die viel Vermögen hatten, und in der Ehe nun sehr unglücklich sind, obgleich ihre Männer ein besseres Loos nur i h n e n zu verdanken haben. — Wenn ich von meiner Gattinn Vermögen fordern muß, so wünsche ich doch ihren Besitz nicht ohne Liebe, die ich, wenn ihr mit den bessern Eigenschaften meines Ichs gedienet ist, mir leicht zu erringen hoffe, und Pfuy dem Manne, dem Plutus Hymen ist. — Es giebt genug El-

tern, denen das Glück ihrer Kinder am Herzen liegt, die nichts wünschen, als ihren Töchtern einen Mann zu verschaffen, dessen Eigenschaften der künftigen Zufriedenheit Bürge sind, und ich wende mich an diese, wie oben gesagt, aus Mangel an Bekannschaft.

Ich glaube, daß ein jeder Vater, der die Zufriedenheit seines Kindes gründen will, nicht sie blos in der Vereinigung eines beiderseitigen Vermögens suchen wird, und jedes Mädchen kann sich Glück wünschen, daß ihr das Schicksal durch ihr Vermögen ein Mittel an die Hand gab, sich ihren künftigen Gatten zu verpflichten, und sie braucht nichts, als ein edles Herz und Moralität dagegen zu fordern, und wahrlich diese Vorzüge sind bleibender. — Vorausgesetzt, daß obige Bedingnisse und Erörterungen beiden Theilen anständig seyn möchten, verharre ich in Erwartung.

N. N.

Das Bett eines Glücksritters.

Wie man sich bettet, so schläft man, sagte Herr Mondor zu denjenigen, die nicht begreifen konnten, auf was für eine Art er in zwei Jahren so beträchtliche Reichthümer gesammelt habe. Nun frägt sich, wie hat Herr Mondor sich gebettet? und da erfahren wir aus seinem Lebenslauf, daß das Bett des Elends ihn auf ein Gurtbett, und dann wieder auf ein Strohbett brachte. Im Hospital erhielt er ein Bett der Barmherzigkeit. Da man ihn nach hergestellter Gesundheit nicht mehr darinn litt, so suchte er vergebens nach einem Freundschaftsbett, und sah sich gezwungen ein Feldbett zu wählen. Zu feige, um auf dem Bette der Ehre zu sterben, entfloh er von der Armee, und beraubte das Schlafbett seines Kame=

raden, welche That ihm ein Zuchthausbett verschafte. Der Zufall befreite ihn davon, und er mußte sich auf seiner Wanderung mit einem Landbett begnügen. Da ihm die Polizei verfolgte, und er nirgends sicher war, so wollte er sich schon in ein Flußbett werfen, als er das Glück hatte, bei einem Pächter einen Zufluchtsort zu finden, wo ihm ein Stallbett zu Theil ward. Sein Fleiß, seine Betriebsamkeit rießen ihn aus seiner dunklen Lage. Er gab sich mit der Getraidlieferung ab, und schaffte sich bald ein wollenes Bett an. Von diesem übergieng er auf ein Bett von Damask, und heut zu Tage ruhen seine Glieder auf einem mit Gold gezierten Bett. — Von den Reitzen eines Mädchen gefesselt, hat er sich entschlossen ins Ehebett zu steigen, das wohl nach der Mode bald ein Paradebett werden wird. — Alle diese Betten wird das Todtbett beschlüssen.

P**

Ein Tag aus dem Leben eines Mädchens, wie es ihrer viele giebt.

Eben schlägt es 10 Uhr des Morgens, als sich Nandchen in ihrem weichen Bette dehnt, und die Augen reibt. Der kleine Jolie welcher bisher still auf einem Polstersitz gelegen; springt zu seiner Gebieterin, und sie küßt und streichelt das niedliche Thierchen, bis das Kammermädchen das Frühstück bringt, welches Nandchen im Bette verzehrt, und mit ihrem Jolie von Zeit zu Zeit ein Stückchen theilt.

Langsam hebt sie sich nun von ihrem Lager, und setzt sich in der reizendesten Attitüde zu der Toilet. Sie besieht sich in dem Spiegel, und gefällt sich ungemein in den lieblichen Formen, welche die Natur ihr gespendet. — Hr. Hasenfuß ein beliebter Bon Vivant läßt anfragen, ob er bei der Toilete erscheinen darf, und wird angenommen. Ungenirt, wie ein feiner Liber=

tain setzt er sich ihr Vis a vis, und erzählt die neuesten Klatschgeschichten, die Aneckdoten aus der Chronik du Jour. Mitunter erlaubt er sich Nandchens gefällige Gestalt laut zu bewundern, und wenn sie eröthet, so drückt er einen Kuß auf ihren vollen weichen Arm.

Schlag eilf Uhr ist die Toilette zu Ende. Hr. Hasenfuß emphielt sich, und Nandchen zieht sich vollends mit Hilfe ihres Kammermädchens an.

Bis zwölf Uhr wird gelesen, etwa der Mann oder das Weib wie es ist. Keine Elisa, kein Robert, denn Nandchen liebt die gegenwärtige Zeit, sie nimmt alles lieber wie es ist, als wie es seyn sollte, und gefällt sich in dieser Bescheidenheit weit besser, als bei stolzen Anmassungen.

Um zwölf Uhr wird in die Kirche gegangen oder gefahren. Nicht etwa aus Religiosität, nein, blos um zu sehen und gesehen zu werden. — Nach dem Gottesdienst wird eine kleine Promenade gemacht, und Nandchen von einigen Stutzern nach Hause begleitet. — Bis drei oder vier Uhr sitzt sie bei der Tafel, entweder zu Hause oder wo sie zu Gaste ist, dann wird eine Sieste gehalten, und nach dieser spaziren gegangen oder gefahren, oder Visite gemacht.

Abends ist Theater, abermal eine Gelegenheit zu sehen und gesehen zu werden, zu kritisiren und radotiren. Nach dem Schauspiele wird hie und da ein Spielchen gemacht, und erst um Mitternacht schlafen gegangen. — Gnade Gott dem Manne, der sich von einer Leidenschaft verblenden läßt, und so eine Puppe zur Hausfrau nimmt. Statt den Himmel in ihren Armen zu finden, wartet sein das Fegfeuer oder gar die Hölle. — Die wahre Liebe gründet sich auf Freundschaft, und wie kann Freundschaft entstehen, wo man nicht Achtung dem geliebten Gegenstande zollen kann! —.

S**

Etwas über die neuesten Moden der Männer.

Man weiß nicht, soll man lachen oder sich ärgern, wenn einem die Elegants und Modisien, diese lebendigen Früchte aus Pandorens Büchse, vor die Augen kommen. Alle Augenblicke wechseln sie wie Proteus ihre Gestalt,

und eine ist auffallender als die andere. Es scheint, man habe die erste Ursache unserer gewöhnlichen Bekleidung bei der neuesten Mode ganz außer Augen gesetzt. Die Weste, welche Bein und Leib von einander theilen soll, ist gleich unter der Brust zu Ende, und bildet eine Karrikatur des berühmten Hanns Wurst. Der Rock, dessen Pflicht es ist das Ganze zu bedecken, und für Kälte und Witterung zu schützen, ist schon zu lang, wenn er bis an die Kniekehle reicht, und die Breite desselben ist wahrhaftig auf jeder Seite nicht viel über 4 Zoll. Die Haare werden auf dem Kopfe so kurz abgeschnitten, wie bei Verbrechern, *) auf dem Wirbel ist eine Wiedhopfskrone, und die Stirne

*) Das Haarabschneiden geschieht bei Verbrechern nicht aus Strafe, sondern der Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Gesundheit wegen, die man bei Arestanten auf die kürzeste, wohlfeileste und leichteste Art herzustellen sucht.
Dieser Grund gilt bei allen Menschen, dennen Zeit, Geld oder Lust zum Putz mangelt, die ihre Stunden besser zu verwenden wissen, und sich bei Moden gern negativ verhalten.

Anmerkung eines
Ungenannten.

bedecken lange Vorderhaare, die manchem eine Sonnenfinsterniß verursachen, von welcher nichts im Kalender steht, und die bis zu Ende dieser albernen Mode anhalten wird. Daher kommt auch das schwache Gesicht mancher jungen Herrn; die immerwährende Reibung der Haare bei den Augen stumpft die Sehnerven ab, und deshalb brauchen sie von Woche zu Woche neue und schärfere Ferngläser. Von dem Herzen dieser Modisten kann man keinen vortheilhaften Begrif haben, denn bei ihnen trift das Sprichwort ein „Er hat das Herz in Hosen."

Wenn diese junge Herren bedächten, daß man auch aus dem Anzug auf den innern Werth des Menschen zu schlüssen pflegt, so würden sie sich bescheidener kleiden. Luxus setzt keine gute Wirthschaft voraus, und ein eilter Mann hat bei soliden Menschen keinen Stein im Brett. Der Luxus verdirbt die Sitten, die so leicht werden als der Anzug. Schon der Allegoriker *) hat die Modesucht gegeiselt, und wir können ihm nicht gerade wiedersprechen, wenn gleich die Farben welche er auftrug etwas zu grell waren. Dieser Gegenstand ist unerschöpf-

*) Eine bei ihrer Existenz beliebte und berüchtigte Wochenschrift.

lich, wie die Wandelbarkeit der Moden, und so lange diese wechseln werden, so lange wird man darüber schreiben.

Anselmus.

Die Wahl.

Dieser Tagen war ich durch einen besondern Zufall Ohrenzeuge des folgenden Gesprächs. Es charakterisirt so viele unserer heutigen Frauenzimmer, daß ich mich nicht enthalten kann es öffentlich bekannt zu machen.

Fräulein von Zett (zu Nanny ihrem Kammermädchen) In der That liebe Nanny, mir fängt das tumultuarische Leben, welches ich bisher geführt habe, nachgerade an lästig zu werden; ich bin entschlossen diese lüftigen Freuden aufzugeben, nur bin ich in der Art verlegen, wie ich es anfangen soll.

Nanny. Ziehen sie auf das Land.

Fräul. v. Zett. Kein übler Einfall, ich gehe aufs Land und du wirst mich begleiten. Aber — gesteh es nur, das Landleben ist gar zu einförmig. Was sieht man da, Bauern, Wiesen, Felder, Wälder, u. s. w; da giebts keine Konzerts, keine Tanzgesellschaften, gar nichts dergleichen.

Nanny. So bleiben das gnädige Fräulein in der Stadt, und entsagen allen Vergnügungen, die ihnen zum Eckel geworden sind; wählen sie sich einen Zirkel von Freunden, die ihr Haus besuchen, und geniessen sie so beschränkt die Ergötzlichkeiten der großen Welt.

Fräul. v. Zett. Dein Rath ist nicht übel. — Doch wie stelle ichs an, um mich dem Haufen von Anbetern zu entziehen, die mir auf jeden Schritt folgen? Kann ich unter ihnen eine Anzahl wählen, ohne die andern zu beleidigen?

Nanny. So heirathen sie. Ihr Gemahl wird die Lästigen zurückzuhalten wissen.

Fräul. v. Zett. Ja, das Heirathen hat auch seinen Hacken. — Ich bin in der Wahl verlegen. Schlage mir einige von meinen Liebhabern vor.

Nanny. An ihrer Stelle würde ich Herrn von Dorvill wählen; er ist ein junger, reicher Mann, und von der besten Aufführung.

Fräul. v. Zett. Dieser ist mir zu empfindsam und seine Moralität zu streng.

Nanny. So nehmen sie Herrn Florville, sein fröhlicher Houmor taugt zu dem ihrigen; er ist galant und wird von allen Mädchen geliebt.

Fräul. v. Zett. Liebenswürdig ist er, aber umdestomehr hätte ich seine Unbeständigkeit zu fürchten. Er ist zu frivole, zu bekannt, um mein Gemahl zu werden.

Nanny. Nun so reichen sie ihre Hand dem Grafen Mondor. Seine vierzig Jahre sind ihnen Bürge der künftigen Treue, und seine Ergebenheit giebt ihnen freien Spielraum zu ihren Intriquen.

Fräul. v. Zett. Alles recht, aber er scheint mir eifersichtig, und die Eifersucht taugt gar nicht in meinen Kram.

Nanny. Nun, da ist Herr Forval; dieser ist ein Feind aller Eifersucht, er ist geschmeidig, und es ist ihm recht, wenn auch andere seine Geliebte schön finden.

Fräul. v. Zett. Ja, er wäre ganz recht, aber ich fürchte daß er ein Knauser ist, und meine Toilette beschränken wird, — das würde mich zu Tode kränken.

Nanny. Nun so bleibt Niemand übrig, als der gute Serminy. Er hat den besten

Charakter von der Welt, er will alles, was man will, und man kann ihn um den Finger wickeln. Sie werden mit ihren Cicisbeen ins Theater, auf den Ball, auf die Promenade, kurz, wohin sie wollen, gehen dürfen. Er liebt den Luxus, und liebt die Toiletten der Damen. Sie werden ihn beherrschen und glücklich seyn.

Fräul. v. Zett. Das Gemälde von Germiny bezaubert mich. Wohlan! ich heirathe ihn, aber —

Die Ankunft einer Zwischenperson trennte das Gespräch, und ich ward der Fortsetzung beraubt.

Y * *

Nachtrag der Bemerkungen über die Schautänze im königl. landständischen Theater.

Es sind im ersten Bogen dieser Blätter einige Ballets Compositionen getadelt worden, und das mit Recht, wie es das neueste Ballet Ariadne, die Tochter des Bachus, beweist. Solche mithologische Schnitzer, als sich ihr Verfasser erlaubt, sind wahrhaftig belachens-

und tadelnswerth. Ariadne, die Tochter des Minos Königs von Kreta, welche den edlen Theseus aus dem Labirinthe und von dem Minotaur befreite, mit ihm entfloh, und auf Naxos von demselben verlassen wurde, zur Tochter des Bachus zu machen, ist zu arg. Die Mythe macht sie zur Gemahlin des Weingotts, keineswegs zu seiner Tochter. Dann läßt der Verfasser den Bachus als einen dicken Hanns auftreten, und vermischt ihn so mit Silen den berühmten Eselreuter. — Den Stoff zu einem Ballete erfinden, und ihn in Tänze zu setzen, ist zweierlei. — Auch die Direktion verdient eine Rüge; sie sollte solche mythologischen Schnitzer selbst einsehen, verbessern und den Verfasser nicht zum Gelächter werden lassen.

Und doch, wenn eine Rüge vorkömmt, die nichts anderes zur Absicht hat, als auf Fehler aufmerksam zu machen, mißdeuten die Irrigen ihren Zweck.

A * *

Zerstreute Blätter.

III.

Heirathsanträge und Gesuche.

II.

Meine Damen!

Ich glaube aus ihrem Betragen (einige wenige ausgenommen) überzeugt zu seyn, daß sie allen Stolz, und jenes feine Ehrgefühl, welches sonst ihre höchste Würde war, verloren haben. Sie denken und dichten blos darauf, einen Mann zu bekommen; auf welche Art? oder was für einen? das kümmert Sie wenig. Darum scheint es mir nicht ungalant zu seyn, wenn ich Sie offentlich auffordre, daß Sie (ich meine die Heirathslustigen) ihren Namen, Vermögen u. s. w.

mir genau beschreiben, und längstens in 4 Monaten in diese Blätter einsenden. Ich habe Lust eine von Ihnen aus dem freyen Stand zu erlösen, und mich armen Teufel zu einem angesehenen und reichen Mann zu machen. Es versteht sich von selbst, daß ich nur diejenige wählen werde, welche meiner ökonomischen und politischen Noth am besten abzuhelfen vermag. Ob ich gleich unter einer großen Anzahl von Frauenzimmern lebe, so kennt man mich eines Theils zu gut, als daß mich ein Vater zum Schwiegersohn haben möchte, andern Theils aber, habe ich zu wenig Vorzüge, um ein reiches schönes Mädchen so sehr zu verblenden, daß Sie mich armen Teufel zum Manne nähme. Ich halte daher den Weg der Publizität für den besten, und erwarte mein Schicksal in Geduld und Ergebung. Vor der Hand unterzeichne ich mich

Fabian St.

III.

Auf den Heirathsantrag Nro. I. im 2ten Bogen der zerstreuten Blätter der Bibliothek für

Liebende finde ich zu erwiedern, daß die beschriebene Person mir ungemein wohlgefiele. Ich dürfte folglich hoffen, die vorgeschriebenen Bedingnisse zu erfüllen, wenn nicht gerade auf die benannte Summe des Vermögens gesehen werden möchte. Kann man davon abgehn, so erwarte nähere Nachricht.

Nannette Z**

Betrachtungen am Aschermittwoch.

Schon eilf Uhr, und ich setze mich erst zu meinem Schreibtisch nieder? Nun das heiß' ich geschlafen! die Fastnacht, und der ganze Karneval sind vorüber, und ich fasse die Besinnungskraft auf ein ordentlicheres Leben. Zuvor halte ich Hauptvisitation — Nu, nu, es geht noch mit, die Kasse ist nur um etliche 50 Gulden leichter. — Wie stehts mit der Gesundheit? — Ey, ey! nicht zum allerbesten. Die Denkmäler des Karnevals, der Husten, die Keuche u. s. w. haben sich eingefunden, und der heran-

nahende Frühling wird volle Arbeit haben, diese Störenfriede der Gesundheit zu repariren. — Nun frag ich, was hab ich gewonnen? — das ich nicht wüßte, nichts, gar nichts. — Mit dem leichten Flug der Horen sind die lustigen Freuden dahin geflogen, und ich hasche nach der Errinnerung, um sie in den lebhaftesten Bildern der Denkkraft zu verlebendigen. So bleibt denn von allem nur ein Angedenken übrig, wo sich das Süße mit dem Bittern paart. — Wahrhaftig! unser Tanz ist nur eine Art Raserey, ein Helfershelfer unserer sinnlichsten Eigenschaften, ein Unterhändler unserer Wünsche. — Beide Geschlechter lieben den Tanz, das weibliche, weil er Gelegenheit bietet seine Reitze zu vervielfältigen, das männliche, weil er Mittel an die Hand giebt, diese Reitze zu goutiren. — Wie ganz anders waren die Tänze der Vorwelt, denen liebliche Mythen unterlagen, die sich mit mystischen Vorstellungen verbanden. Die Grazien schienen ihre Reihen geführt zu haben, wo bei uns die Charis verschämt ihr Antlitz verhüllt. Der Tanz der Wilden, wie karakteristisch ist dieser, wie abstechend gegen unsern Langaus, den man füglich den wilden nennen könnte. Auch die Tänze der Spanier und Italiener zeich-

nen sich durch irgend eine allegorische Vorstellung aus, nur der deutsche Walzer reißt im schnellen Wirbel Besinnung und Kraft dahin, und gleicht einem Irrlicht, das manchem den Tod bringt.

Ach! wie viel Opfer, moralisch und physisch, sinken durch den Karneval, dem privilegirten Gelegenheitsmacher, in das Grab der Vernichtung, wie viel junge Saaten werden zerknickt, wie viel Blumen gebrochen. Muß die Menschheit nicht über die Gefallenen weinen!

Mit einer Art von Wuth, ohne Maaß und Ziel, tanzen unsere Jünglinge und Mädchen, und strengen alle ihre Kräfte an, als gelte es ein verlorenes Glück, das in den Kolonen der Tanzenden zu finden wäre.

Statt dessen schließen sie Freund Hain in hre Arme, und reifen für die Ewigkeit.

v. H**

Uiber die eigensinnigen Frauenzimmer.

Die eigensinnigen oder von Laune beherrschten Frauenzimmer sind fast nicht zu schildern, und man kann sich von ihnen keinen rechten Begrief machen, wenn man gleich der Spielball ihrer Fantasie und Laune gewesen ist. Sie sind wie ein Wetterhahn, der alle Augenblicke seine Richtung verändert. Sonst konnte man von einem Frauenzimmer keinen ungünstigern Begrief fassen, als wenn man diese sich eigensinnig und von Launen beherrscht dachte; heute zu Tage gehört ein Frauenzimmer von dieser Klasse unter die Liebenswürdigen, und es ist an der Tagesordnung ihrem Wagen zufolgen, oder gar denselben zu ziehen. Unsere Bon vivants und Libertains werfen sich zu ihren Vertheidigern auf, und lieben diese Frauenzimmer, welche frei von einer festen Verbindung, unfähig einer treuen Liebe, diese Leidenschaft wie eine Lotteri be-

trachten, in welcher sie jeden Tag eine neue Nummer spielen.

Sonst hat man diesen Frauenzimmern Gefühl zugedacht, wenn gleich nur mit einer flüchtigen Neigung verbunden, die den Wechsel liebt. Jetzt nimmt man auf diese Wandelbarkeit, nur in so weit Rücksicht, als es nöthig ist, den ganzen Haufen von Anbetern theilweis zu begnügen. Man denkt sich in ihnen junge und schöne Gestalten, die ihre Liebenswürdigkeit nur dazu anwenden, um ihre Liebhaber zu plagen, derer Koqueterie darin besteht, jede Minute ihren Willen zu ändern, sich allen dem zu widersetzen, was man wünscht — die verweigern, was man begehrt, zu besitzen wünschen, was ihnen zu Gesicht kömmt, kurz ihr Wollen und Nichtwollen so weit ausdehnen, daß es unmöglich wird sie zu befriedigen.

Ein solches Frauenzimmer ist selten geistreich, und ihre Liebhaber kann man nicht anders als für Maschinen ansehen, die bei dem Bewußtseyn ihrer Schwäche, ihre Sklaverei geduldig ertragen, und welche die Würde vergeben, die das männliche Geschlecht karakterisirt.

XL

Die Errinnerung.

(Ein Bild neuer Freuden)

Der Mensch lebt wie in einem Feenlande. Liebe, Hoffnung, Freundschaft, Erinnerung u. s. w. sind die Genien, welche ihn am Gängelbande der Wünsche über Rosen oder Dornen leiten, und mit jedem Zauber das gemein haben, daß er eher oder später, mehr oder weniger schwindet. Wenn wir die Freuden des Lebens untersuchen, welchen Gewinn werfen sie wohl ab? — Den Genuß des Augenblicks verbittert oft der Gedanke an sein nahes Scheiden, der Zukunft Hoffnungen schwanken auf den Wogen des Zufalls, nur die Errinnerung, die wohlthätigste Gottheit des Lebens, bildet auf den ausgeleerten Becher den Reihentanz verlebter Horen.

Ich betrachte, welches Vergnügen immer, so ist die Erinnerung immer süsser, als der

Genuß, und selbst das Angedenken erlittener Leiden erzeugt ein Gefühl, daß hoch und hehr die Brust erfüllt. — Der Jüngling hat, im Tanze mit seinem Liebchen geschwärmt, er hat umfangen von ihren zarten Armen, dem Erguß seiner Empfindungen freyen Lauf gelassen, und die lieblichen Worte mit festenden Küssen versiegelt. — Allerdings war dieser Genuß reizzend und befriedigend, aber die Wiedererzählung jener angenehmen Szenen, im traulichen Kreise von Freunden, bald bei dieser, bald bei jener Gelegenheit, vervielfacht in der Erinnerung der Vergangenheit holden Zauber, ist jede Minute eine neue Geburt herzlicher Empfindungen.

Wohlthun ist süß, aber süsser in der Erinnerung, als in der Handlung.

Man sehe einen Mann, oder ein Weib an, die in dem Angedenken einer schönen Vergangenheit schwelgen. Wie das Auge bei der Erinnerung glüht, das Herz pocht, und die Magie der Vorstellung auf sie wirkt!

Das Schicksal hat den Dornenweg der Leiden den Menschen zur Ruhe geführt. Er genießt sie endlich, und eben diese Leiden sind die Folie in der Erinnerung zur gegenwärtigen Zufriedenheit.

So ruft uns die Natur zu „Genieße den Augenblik der Gegenwart, um mit ihm eine schöne Bahn der Vergangenheit zu brechen" — Wahrlich! ein neuer Aufruf zur Freude, wirkend und leidend, in zweifacher Bedeutung. Doch nur bei der Klarheit dieser Vorstellung behaupte ich den Satz, wenn der Sterbliche, welcher die Blume des Momentes bricht, die Reinheit seines Herzens nicht verlezt, denn die Erinnerung hat — ein so zartes Gewissen, daß ihr Wahrheitsspiegel, nur bei der Unschuld, seinen Glanz behält.

Es giebt und gab eine Art von sein sollenden Weltweisen, die Verachtung des Lebens und seiner Freuden für eine nüzliche Selbstverläugnung hielten, die Gott und der Natur wiederstrebend die Welt als einen Kerker sich dachten, und so schloßen „der Raum derjenigen Zeit, in welcher du diese oder jene reine Freude hättest genießen können, wird auch ohne ihren Genuß verfließen, zu was dann der Selbstbemühung? der Zeiten Strudel reißt alles dahin". — Wo bliebe der Menschheit geheiligtes Band: Geist und Herz; wo die Bestimmung zur Glückseligkeit? —

So wären dann Liebe, Freundschaft, und alle diese Genien gar nichts, nicht einmal in

der Erinnerung? — Nein! diese Behauptung macht keinem Zeitalter, keiner Gilde, Ehre, und wird nie die Mutter der Tugend. Sie ist zu weit getrieben, und nur die schwärzeste Fantasie kann sie erzeugen.

So denke ich nicht, wenn gleich mein Satz der Erinnerung e r st den Hochgenuß des Lebens zuspricht, und ihr den Genuß selbst als Folie unterlegt. — Ich weiß nicht, ob meine Idee neu ist, aber daß sie wahr ist, wird das kleinste Nachdenken eines gesunden Menschenverstandes bewährt finden.

Auch soll diese Abhandlung zu nichts andern dienen, als den Freuden des Lebens einen schönern Nachgenuß zu verschaffen, und darauf aufmerksam zu machen. Tausend Wahrheiten liegen in der Natur, aber die Zeit bringt sie nur e i n z e l n hervor.

P. —

Uiber das Duell.

Das Duell ist keineswegs eine Erfindung der Ehre, wie man der Welt glauben machen will, sondern eine grausame und barbarische

Mode, die ihren Ursprung in Skandinavien, dem heutigen Dänemark, Schweden und Norwegen genommen hat. Die Völker dieser Länder waren vormals von außerordentlicher Wildheit. Sie lebten ohne Gesetzen, ohne Gehorsam, ohne gesellschaftlichen Banden. Ihre Tugend schwankte auf der Spitze eines Schwerdtes, und Gerechtigkeit war bei ihnen Gewalt und körperliche Stärke. Wie ein reissender Strom überschwemmten diese Völker Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien, und theilten ihre barbarischen Gebrauche den eroberten Ländern mit. Unter Känig Klodovik nahmen dieselben die Franzosen an; und unter Karlmann betrachtete man das Duell als ein sichere Mittel, den Schuldigen zu erkennen, und nannte diese Art, den Gotteskampf, oder Gottesgericht.

Das Duell oder der Gotteskampf Jarnaks mit Chataignerie war das letzle von den authorisirten. Es wurde in dem Schloße Saint Germain en = Laye in Gegenwart Heinrichs des 2ten gehalten, wobei der starke Chataignerie dem schwächern Jarnak unterlag, und von diesem auf dem Kampfplatze ermordet wurde. — Gustav Adolph der nordische Sieger betrachtete wie Ludwig der XIV. die Privatkämpfe als den Ruin des Gehorsams, und setzte die Todesstrafe

darauf. Einige Zeit nach diesem Verbot wagten es doch zwei Offiziere den König um die Erlaubniß zu einem Duelle zu bitten. Er bewilligte ihre Bitte, doch nur unter der Bedingniß seiner Gegenwart. Als sich die Kämpfer auf dem bestimmten Platze eingefunden hatten, ließ er sie von einem Battallion Infanterie umringen. Dann rief er den Scharfrichter herbei, und befahl ihm, in dem Augenblick, wo einer von den Streitern ermordet würde, dem andern allsogleich den Kopf abzuschlagen. —

Die Offiziere standen erstarret da. Sie erkannten ihr Vergehen, warfen sich zu des Königs Füssen, baten um Verzeihung, und schwuren sich ewige Freundschaft.

Maltha ist vielleicht das einzige Land auf der Welt, wo die Gesetze das Duell erlauben, aber die Kämpfer sind gezwungen, in einer dazu bestimmten Strasse ihren Streit auszumachen, und sind unter der schwersten Strafe zugleich verbunden, ihre Degen in die Scheide zu stecken, wenn ein Weib, ein Priester, oder ein Ordensritter es befiehlt. Durch diese Beschränkung wird es in einer großen Stadt fast unmöglich, daß eine von diesen Personen sich nicht dabei einfände, um dem Duelle ein Ende zu machen, das unter diesen Umständen selten blutig werden kann.

Uiber die italienischen Opern in k. landständischen Theater zu Prag.

In mehreren deutschen Städten hat man bereits die italienische Oper abgeschafft, nur in Prag und W * * * hält sie sich noch. Nicht etwa, daß die Zauberflöten, Donauweibchen u. s. w. sie verdrängt hätten, sondern, weil man eingesehen hat, daß ihr fader Inhalt meistens des Anschauens unwerth ist, und man die vortrefliche — Musik lieber in Akademien als im Theater hören will. Wahr ist es, daß die neuern deutschen Opernkompositeurs, ein Mozart, Süßmayer, Winter, Weigel, Müller, Kauer u. s. w. viel zur Aufnahme der deutschen Oper durch ihre lieblichen Kompositionen beigetragen, aber auch sonst hat der reinere Geist des Wahrscheinlichen, des Verständlichern, Natürlichern (ich nehme die Zauberopern aus:) mitgeholfen, die italienischen zu kürzen. Wie unnatürlich sind die gewöhnlichen Rezitativen, wie lächerlich wenn der Sänger singt. „Ich gehe spazieren“ und dergleichen schöne sangfähige Worte und Stellen mehr. Wie ermüdend das immerwährende Gesinge, und Geplärr, bald

im Diskant, bald im Baß. — Ein immerwährender Gesang ist wider die Regel, und nur Affekte haben das Privilegium sich musikalisch und poetisch auszudrücken; daher kömmt es, daß die meisten italienischen Opern so langweilig werden, und ihr Sujet so arm an interessanten Szenen ist; ja selbst die Musik verliert dabei, da sie das Ohr ermüdet. Bei der deutschen Oper darf nur ein Ton angeschlagen werden, um Aufmerksamkeit zu erregen, denn man weiß, es kömmt entweder ein schönes Recitativ, doch nur kurz als Vorläufer einer Arie, oder ein Duett u. s. w. und die tönende Harmonie des Gesangs und der Musik sticht auf das angenehmste gegen den gewöhnlichen Klang der Sprache ab. Wenn die italienischen Opern sich des Dialogs ohne Begleitung der Musik bedienten, wie die deutschen, so würden sie weit angenehmer und unterhaltender seyn, auch der Dichter würde in der Prosa mehr, als in den burlesken Reimen leisten.

In Prag geben sich die italienischen Sänger und Sängerinnen den Tittel Virtuosen. In der That sehr anmassend, und wir wollen sehen, ob sie ihn im allgemeinen verdienen.

Ohnstreitig gebührt Herrn S. der erste Rang, und er allein ist wirklich Virtuos. Seine schöne, reine, harmonische Stimme, und die Leichtigkeit des Vortrags machen ihn dieses Tittels würdig.

Herr P. obwohl ein braver Bassist, doch kein Virtuos, eben so die Herrn V. Vater und Sohn — nur Sänger, von vielen deutschen über-

troffen. Herr B. eben so, doch ist letzterer ein braver Komiker. Unter den Frauenzimmern sucht man vergebens eine Virtuosin. Denn B. singt zwar sehr brav, aber immer um einen Ton höher, als die Musik spielt, folglich unharmonisch, und auch ohne Lieblichkeit des Vortrags. Dem: D. hingegen singt nicht mit solcher Force, aber lieblicher als Dem: B. obgleich keine von beiden sich noch den Rang einer Virtuosin anmassen kann.

Dem S. und P. sind nur Sängerinnen, und erheben sich nicht über das Mittelmässige. Doch ist es nicht zu läugnen, daß die verflossenen Jahre wirklich Virtuosinen aufzuweisen hatten, als eine Strina Sacci u. s. w.

Für die Regie der italienischen Opern haben wir zu rügen, daß sie dieß Jahr mehrere unbedeutende Opern, die sich nicht einmal durch ihre Musik auszeichnen, wählte, obgleich der Anschlagszettel: mit der vortreflichen Musik des Kapellmeisters W * * prangt. Dann verdienen, ihr Kostüm, und die Dekorationen unseren Tadel, denn wer wird nicht lachen, wenn er in der Oper die Scythen, diese gepudert, und mit Haarzöpfen versehen, sieht, u. s. w. Man beschuldige uns keiner Partheilichkeit, keiner Vorliebe. Wir sind weit entfernt jemanden beleidigen zu wollen; gebrauchen uns nur des Rechts, unsere Meinung frei sagen zu dürfen, und begnügen uns damit Aufmerksamkeit auf Fehler zu erregen, um diese bald verbessert zu sehen.

X. und Y.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Störchel,

Bibliothek für Freunde des feinen Geschmacks, zur angenehmen Unterhaltung

Bd.: [1]

Leipzig 1802

P.o.germ. 1421 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120816-2